

## Der silberne Petrus

Erzählung aus der Urschweiz von Josef von Matt Stans 1901-1988

Zeichnungen: Mily Dür, Zumikon 1921-2016

Nidwaldner Kalender 1975

Wenn der Vater und die Mutter in der oberen Stube auf dem grossen Tisch die Kontoblätter ihrer Buchhaltung ausgebreitet hatten, abwechslungsweise an der Rechenmaschine herumfingerten und die Zahlenreihen trotzdem nicht stimmen wollten, dann durfte niemand eintreten. Diese Arbeit wurde zwar meistens von Mutter Simone besorgt. Nur in seltenen, verzwickten Fällen rief sie ihren Mann zu Hilfe, der dann ungern

hundert Meter hinaus. Vater, du musst ihn zur Vernunft bringen.» Vater Heinrich schaute grimmig in das Gesicht seiner Tochter und dann zum Fenster hinaus, sah einen jungen Mann durch den sturmgepeitschten Regen zur Hafenummauer laufen, zu dem Segelboot, dessen Mast wie ein Schilfrohr schwankte. Dann warf er noch einen Blick auf die vielen Blätter auf dem Tisch und ging, ohne ein Wort, seiner Tochter nach, die Stie-



Das Heulen des Windes und das Tosen der Wellen übertönten seinen Ruf.

und nicht eben mit heiterer Miene Beistand leistete. In seinem Kopf vermochte er die Zahlen gut zu ordnen, aber auf dem Papier traute er den langen Reihen nur halb. Seine Laune war mit Blitz und Donner geladen wie der Sturm, der sich vor den Fenstern und auf dem See austobte, an den Läden rüttelte und die Wellen peitschte. «Den Mann, der die Buchhaltung erfunden hat, den sollte man im See versenken, wo er am tiefsten ist», schimpfte er.

Nun kam auch noch Regina in die Stube und rief: «Der Student will fahren, der ist ja verrückt. Bei diesem Wetter kommt er nicht

ge hinab, schlüpfte in eine Windjacke und rannte über den Rasen zum See hinunter.

«Halt!» rief er, «zurückkommen.» Aber das Heulen des Windes und das laute Schlagen der Wellen übertönten seinen Ruf. Der junge Mann war schon in das schwankende Boot gestiegen und versuchte den Motor anzukurbeln. Heinrich rief ihm nochmals sein Kommando zu, und da der Junge nicht aufschaute, sprang er von der Hafenummauer in das Boot, ergriff unsanft seinen Arm und schrie ihm ins Ohr: «Aussteigen, habe ich gesagt. Jetzt wird nicht ausgefahren, verstanden!»

Erschrocken wehrte sich der Junge: «Ich muss heim. Ich muss unbedingt morgen früh in Zürich sein.» «Blödsinn, im Wasser werden Sie liegen, dreihundert Meter tief», sagte Heinrich barsch, «raus jetzt und schnell, ich will nicht nass werden bis auf die Haut.» Heinrich liess den Arm des jungen Mannes nicht aus seinem Griff, bis sie unter Dach standen. Dort versuchte der Student nochmals, seine dringliche Heimfahrt zu erklären, aber Vater Heinrich liess nicht locker: «Hier befehle ich! Das ist mein Bootshafen. Hier fährt keiner hinaus in den sicheren Tod. Wer weiss, bis in zwei Stunden kann es besser sein, ist Vollmond, dann wollen wir wieder davon reden», schritt zur nächsten Türe und rief in die Küche hinein: «Theo, hast du Suppe und Braten? Der Student muss zu klarem Verstand gebracht werden.» Dann nahm er ihn mit in die Wirtsstube hinauf. «Das nasse Zeug können Sie in den Gang hinaushängen.» Aus dem alten Buffet nahm er eine Flasche, stellte ein Gläschen vor dem Jungen auf den Tisch und sagte etwas freundlicher während dem Einschenken: «Das wird jetzt getrunken, dann kommt das Essen. Unterdessen können Sie dem Wetter zuschauen, ob es besser wird.»

Da Vater Heinrich keine grosse Lust verspürte, wieder in die obere Stube hinauf zu gehen und Zahlen zu studieren, blieb er am Tisch sitzen und hörte dem Gejammer des Studenten zu. Vernahm, wie er ohne Vaters Wissen das Boot für eine schöne Fahrt benützt habe und morgen früh an der Uni zu einem Examen antreten müsse. «Was studieren Sie denn an der Uni, wenn man fragen darf.» «Kunstgeschichte», sagte der Student. «Aber die Kunst des Segelns», meinte Heinrich, «gehört nicht zu Ihrem Fach, ich habe gesehen, wie Sie beim aufkommenden Wind gesteuert haben. Wissen Sie, bei uns hier, im Gasthaus zum <Hecht>, wirten wir noch nach alter Väter Sitte. Wir kümmern uns nicht nur um den Gaumen und Magen der Gäste, wir sind für ihr Wohlergehen verantwortlich und auch für ihr Leben. Aus meinem Hafen ist noch keiner in den Tod gefahren, wenn ich daheim war, und hat schon manch einer versucht, den grossen Seehelden zu spielen.»

Während dem Gespräch kam Regina mit einem Teller Suppe, breitete ein weisses Tuch über den alten Nussbaumtisch, legte das Be-

steck hübsch neben den Teller und sagte: «Guten Appetit.» Der Student schaute mit Wohlgefallen auf die edlen Züge des jungen Mädchens, auf die blonden Kruselhaare, die gepflegten Hände und das anmutige Geben, vergass auch nicht, einen Blick auf die hübschen Beine zu werfen, die unter dem kurzen Röckchen zur Türe hinaustänzeln, und sein Unglück schien ihm schon leichter zu ertragen. Auch Heinrich störte ihn nicht länger, und der Braten mundete dem jungen Mann vorzüglich.

Der Sturm peitschte den Regen an die Fenster. Wenn die Türe geöffnet wurde, begannen sich die Hängelampen zu bewegen. Dann und wann knackte das Holz in den Wänden. Mit Behagen kostete der Student den funkelnden Rotwein und sass nun lieber in der gemütlichen Wirtsstube, als im unsicheren Boot auf dem drohenden See.

Jedesmal, wenn sich Schritte der Türe näherten, erwartete Alex den bezaubernden Anblick der schönen Wirtstochter, wurde aber enttäuscht, weil eine ältere Frau eintrat, eine Lismete in der Hand und sich umständlich entschuldigend zu ihm an den Tisch setzte. Sie sei die Grossmutter, sagte sie, wohne zuoberst im Haus und sei nicht gerne allein, wenn der Wind heule und der See tobe. Sie sei hier als junge Frau vor mehr als fünfzig Jahren eingezogen, habe die Seeleute, die Bauern und auch feine Gäste bedient, vieler Art Leute kennen gelernt und sitze eben gar gerne dann und wann noch in dieser schönen Stube. Habe manchen Sturm erlebt und auch viele herrliche Tage, sei für harte Arbeit nicht mehr zu gebrauchen, aber doch immer noch bereit, einzuspringen, wenn das Haus von Gästen überstürmt werde. «Früher haben meist nur Seeleute unser Gasthaus besucht», redete sie weiter, «kein bequemer Fahrweg führte hierher. Mein Mann war noch Fischer und hat nur so nebenbei gewirtet. Seitdem die Strasse gebaut wurde, die zur Fabrik führt, kommen auch Leute aus dem Dorf, Sonntagsausflügler und Liebhaber von feinen Fischgerichten, und dann ist das Segeln Mode geworden. Höchste Zeit, dass wir einen eigenen guten Koch im Haus haben, den Theo, der in einem feinen Hotel in der Stadt seine Ausbildung bekommen und dann in Frankreich und sogar in Paris in erstklassigen Etablissements gearbeitet hat. Mein

Grosssohn, ein patenter Kerl, immer darauf aus noch Neues dazuzulernen. Hat Ihnen der Braten geschmeckt?»

Auf diese Weise, im gemütlichen Plaudern, vernahm der Student, wie die Leute in dem <Hecht>, abseits von Dorf und Stadt, ein kurzweiliges Leben führten. Die Stösse des Windes, das Rauschen des Regens und der hochaufspritzenden Wellen gaben die Begleitmelodie dazu. In unverminderter Kraft fegte der Sturm über die Wogen. Kein Anzeichen liess vermuten, das Boot des Studenten würde in nächster Zeit die Fahrt durch die Wogen überstehen.

### **Eine kostbare Schiffsfracht.**

Die Wirtstochter mit den hellblauen Augen, dem milden Glanz auf der Stirne, kam lange nicht mehr in die Stube. Die Grossmutter holte Wein und schenkte ihm nach, setzte sich wieder an den Tisch und gab ihm Bescheid auf seine Fragen. Unermüdlich liess sie die Nadeln klappern und mit Lust erzählte sie, was sie erlebt und was im Gasthaus und auf dem See in früheren Zeiten geschehen war: «Hier draussen, gut fünfzig Klafter vom Ufer weg, da fällt der böse Wind noch dazu vom Berg her ins Wasser, da ist es besonders gefährlich. Ich weiss nicht, wie viele Schiffe liegen dort von dem bösen Wirbel versenkt auf dem Grund. Mir hat der alte Andrees, meines Mannes Grossvater erzählt, wie ein Frachtschiff in arge Not geraten ist, das Steuerruder gebrochen und die Schiffsleute ermüdet. Andrees hat dann seine Leute zusammengerufen, wir haben ja früher immer Fracht gefahren, ist mit seinem Viererschiff hinaus und hat sie hergeschleppt, hier in den sicheren Hafen hinein. Ihr Boot war voll Wasser, die Wellen haben es gefüllt und statt zu rudern, mussten sie Wasser schöpfen. Ein italienischer Handelsherr ist auf dem Boot mitgefahren, wollte seine Ware nicht den Schiffsleuten überlassen. In Italien wird gar viel gestohlen. Eh nun, sie haben den ganzen Abend ausgeladen und die Ware ans Trockene gebracht. Der Italiener war schon halb tot vor Angst, da er an Land kam, konnte keinen Schritt tun, ist lange im Gras gesessen und hat immer nur gejammert und gedankt. Der Grossvater hatte viel mit dem Gotthardhandel zu tun und verstand auch, italienisch zu reden. Er hat ihn dann in eine

Rossdecke gepackt, weil er das Ausladen überwachen wollte und ihn nachher ins Bett gemustert. Er war nicht imstande, einen Bissen zu essen, so hat sein Kiefer geklappert. Am Morgen war kaum eine Wolke zu sehen, blauer Himmel von Berg zu Berg und der See nur leicht gekreuselt, eine Brise zum Segelsetzen. Da hat er dann mit gutem Appetit nachgeholt, ist beim Frühstück gesessen, bis das Schiff wieder beladen war, hat seinen Geldbeutel aufgemacht und wollte dem Grossvater den Lohn für die Rettung auf den Tisch zählen. Aber Andrees hat nur den Kopf geschüttelt und gesagt, es sei dies bei uns nicht Brauch, man wisse ja nie, wenn man auch einmal fremde Hilfe nötig habe, er solle seine Goldstücke nur wieder einpacken. Ja, der Andrees hatte einen harten Kopf, hat ihm die Münzen mit der Hand nur wieder zugeschoben und ist aus der Stube gegangen. Darauf ist der Handelsherr auf das Schiff gegangen, hat die Fracht durchwühlt und lange gesucht, ist dann mit einem Bündel wiedergekommen, hier in die Stube hinauf. Die Sonne hat hereingeschienen, wie er die Schnur aufknüpft und das Tuch weggenommen hat. Eine Silberfigur, über drei Spannen hoch, hat er aus dem Tuch geschält, sie habe geglitzert und geleuchtet wie ein überirdisches Wesen, hier auf dem Tisch, ein bärtiger Mann in schönem Gewand mit kunstvollen Falten und einem Schlüssel in der Hand, hat im Wasser nicht Schaden gelitten. Alle haben gestaunt. Die Figur hat der Italiener dagelassen als Dank und hat gesagt, das sei der heilige Petrus, der Patron der Fischer, er soll unserem Haus Glück bringen. Dann sind sie weggerudert, nachdem ihnen Andrees das Steuerruder geflickt hatte.»

«Und jetzt», fragte der Student, «wo ist denn diese Figur hingekommen?» Die Grossmutter legte ihre Lismete auf den Tisch, liess ihren aufmerksamen Zuhörer warten und sagte dann: «Der Patron der Fischer, der ist seither hier in unserem Haus geblieben, er glänzt nicht mehr so schön. Wir wagen es nicht, ein Putzmittel zu gebrauchen. Er steht droben in der Stube in der Ecke auf einem Podest, hat uns Glück gebracht, bekommt den ganzen Sommer über frische Blumen.» Mit Freude und Stolz sprach die Grossmutter diese Worte und ihre Augen strahlten im Widerschein der Stubenlampen.

Dunkel war es geworden. Das Verdämmern des Lichtes hat keine Ruhe gebracht. Wild tobte der Sturm über dem See. Sie hörten Vater Heinrichs schwere Schritte auf der Stiege. «Er geht zu Hafen hinunter», sagte die Grossmutter, «sieht nach, ob die Stricke halten und alle Boote gut vertaut sind.»

Alex hatte mit Spannung dem Bericht gelauscht. Nun frug er, ob er die Figur auch sehen dürfe. «Wir reden sonst nicht davon», meinte die Grossmutter, «weiss nicht, warum ich darauf zu sprechen kam. Wenn viele

zum Tragen und Rudern zu gebrauchen, aber kochen, das habe sie verstanden. Sie habe ihr die ersten Jahre nicht viel zugetraut, so zimperlich und kränklich wie sie gewesen sei. Aber dann seien die Kinder gekommen, zuerst Theo und dann die beiden Mädchen, das habe ihr gut getan. Sie habe kräftig zupacken müssen und die Seeluft sei ihr gut bekommen. Schon der Name, Simone, habe ihr nicht gefallen, passe auch gar nicht in diese Gegend. Keine Frau im ganzen Kanton heisse so.



Eine Silberfigur hat geglitzert und geleuchtet wie ein überirdisches Wesen.

Leute davon wissen, heutigen Tags wird gar viel gestohlen, dann ist unser Patron auch nicht mehr sicher. Er soll hier im Haus noch mancher Folge von Geschlechtern beistehen.»

Alex erklärte der Erzählerin, dass er in Zürich Kunstgeschichte studiere und vielleicht das Alter und den Wert dieser Figur bestimmen könne. Das sei doch gewiss für die Familie auch interessant. Aber die Grossmutter wollte nicht darauf eingehen. Sie begann von ihrer Schwiegertochter zu erzählen, die aus dem Welschland stamme. Sie sei hier im Dorf gewesen, im Arzthaus, um die Sprache zu lernen. Dort habe sie ihr Sohn wegen einem gebrochenen Fuss mehrmals getroffen. Ja, er sei noch lange zum Arzt gegangen, nachdem der Fuss schon gut ausgeheilt gewesen sei. Schliesslich habe er sie dann als Braut hierher geführt, ein zartes Ding, nicht

Geduldig hörte Alex zu, kam dann aber wieder auf seine Frage zurück. Und da die eben besprochene Schwiegertochter in die Wirtsstube kam, richtete er seine Bitte an sie. Nein, im jetzigen Moment könne sie niemand in die Stube hinaufnehmen, wehrte sie ab, auf dem Tisch, auf allen Stühlen und sogar auf dem Boden liege Papier. Und lüften könne sie auch nicht, sonst trage der Wind ihre gesamte Buchhaltung zum Fenster hinaus.

Schliesslich kam auch Heinrich herein, strich sich über die nassen Haare, setzte sich zur Grossmutter an den Tisch und sagte zu Alex: «Ich bin jetzt unten am See gestanden, die Nacht wird bleiben. Lassen Sie das Boot hier im Hafen, ich will gut darauf achten. Übernachten können Sie hier. Oder wenn es unbedingt sein muss, fährt Theo, wenn er gekocht hat, mit Ihnen zur Bahn.» An der be-

stimmten Art, mit der Heinrich sprach, erkannte Alex, dass eine Widerrede nutzlos sei. Er erbat sich einen Fahrplan und suchte eifrig eine mögliche Verbindung. Dabei plagten ihn allerlei Gedanken, wie er seinem Vater die Mitteilung beibringen soll, dass sein Boot die nächsten Tage im <Hecht> stationiert sei und abgeholt werden müsse.

Indessen versammelte sich die Familie um den runden Tisch. Er sah, wie die Wirtstochter behend und geschickt Gläser und Schüsseln hereinbrachte und hörte das heimelige Plaudern, aus dem die Stimme der Grossmutter oft zu vernehmen war. Des Sturmes Stösse und der Wogen Getöse störten das einträchtigliche Zusammensein der Familie nicht.

Ein sprachgewandter Student, gewohnt, seine Gedanken wohlgefasst vorzutragen und in der Beredsamkeit geschult, ist auch imstande, seine Bitte ein drittes Mal vorzubringen. Er versprach, keinen einzigen Blick auf die herumliegenden Blätter zu werfen und seine Augen nur auf den Patron der Fischer zu richten, wenn man ihm erlaube, den silbernen Petrus zu sehen. Frau Simone lehnte rundweg ab. Aber die Tochter Regina erbot sich, den Heiligen zu holen. «Bei solchem Sturmwind kommt ja kein Mensch in die Nähe», sagte sie, «ich trage ihn nachher wieder sorgfältig hinauf.»

So kam Alex doch noch dazu, den Patron der Fischer eingehend zu besichtigen und zu bestaunen. Mit Kennerblicken betrachtete er ihn von allen Seiten und sprach seine Bewunderung offen aus. «Wenn ich mich nicht irre», sagte er, «ist diese Figur 800 Jahre alt, stammt aus Mittelitalien und ist von einem hervorragenden Meister geschaffen. Ein Kunstwerk vorzüglicher Qualität, von grossem Seltenheitswert.» Er schmückte diese Worte mit vielen Fachausdrücken und blieb lange in dessen Anblick versunken. Da aber die Haustüre krachend ins Schloss fiel und schwere Tritte zu vernehmen waren, warf Regina ein Tuch über den Heiligen und trug ihn eilends hinaus.

Bald darnach kam ein kräftiger, junger Mann in die Stube, breit in den Schultern und den Kopf keck erhoben, grüsste ringsum, trat an den Tisch und verlangte einen Schluck Rotwein. «Guten Abend, Florian», nickte ihm Frau Simone freundlich zu, «bist

du bei so bösem Wetter unterwegs und zu Fuss?» «Nein; ich bin mit Vaters Wagen gekommen, muss noch auswärts, wollte nur schnell hereinschauen, wie es euch geht und erfahren, ob die Regi immer noch bös ist», sagte er breitspurig und setzte sich ebenso auf den Stuhl. Da ihm Frau Simone das Glas hinstellte, frug sie ihn: «Was hast du in dieser bösen Nacht noch im Sinn, da kein Mensch sicher ist, ob ihn nicht ein fallender Baum erschlägt.» «Sowas schreckt mich nicht», höhnte er, «muss noch von der Station eine Ladung Guggeli abholen. Wir haben morgen im Stockegg Bergklub-Versammlung mit Damen, grosses Essen mit allem Drum und Dran.»

In Frau Simones Kopf knüpfte sich rasch eine Kombination, wenn der Student mit Florian zur Bahn fährt, dann muss ihr geliebter Sohn nicht in den Sturm hinaus. Mit guten Worten und etlichem Geschick entlockte sie dem jungen Mann die Zusicherung, mit Alex sorgfältig und zur rechten Zeit zu fahren. Sie brachte ihm auch das verlangte zweite Glas Wein nicht mehr, sondern verabschiedete beide bald mit freundlichen Worten.

### **Wirtin oder Putzmagd.**

Schon am übernächsten Tag tauchte Florian im <Hecht> wieder auf und das am helllichten Vormittag. Er kam mit einem Motorrad angefahren mit mächtigem Gedröhn, schritt zuerst über den Rasen zum Hafen hinunter, besah sich das Segelschiff, ging mit seinen groben Schuhen über die Planken, fingerte am Motor herum. Dann schlenderte er zum Haus hinauf, schaute durch das Fenster in die Küche hinein, kam mit Theo ins Gespräch und lud ihn ein, einmal zu ihm hinauf ins Stockegg zu kommen und die neue Küche zu besichtigen. «Alles nach neuesten Errungenschaften, kein Speiselift, ebenerdig zu Restaurant und Saal» sagte er, «blitzblank, lauter Chrom und nicht die billigste Sorte. Da kannst du dir, Theo, ein Muster nehmen, wenn du deine alte Rauchbude umbauen willst. Plättli bis fast an die Decke und schneeweiss.»

Nach diesen aufmunternden Worten stieg er die Treppe hinauf, setzte sich in der Wirtstube an den runden Tisch, blätterte in der Zeitung, bis ihm das Warten verleidete, stieg

auf den Stuhl und klopfte mit der Faust an die Decke. Die Strahlen der Sonne fielen durch die Fenster, die in einer langen Reihe den Blick auf den See gewährten. Sie schnitten den blauen Rauch, den die früheren Gäste zurückgelassen hatten, in Scheiben. Ein herrlicher, strahlender Sommertag lag über dem blauen See. Fischreiher flogen ohne Flügelschlag im sanften Wind, warfen sich pfeilschnell bis nahe an die gekräuselte Oberfläche und erreichten in wenigen Sekunden wieder die Höhe. Florian öffnete das Fenster und schaute ihnen zu. Er gewahrte nicht, wie die Türe aufging und wieder ins Schloss fiel. Plötzlich hörte er nahe hinter sich die Worte:

den Tisch und legte ihre Hände in den Schoss. «Schönes Wetter!» «Hör mir zu, Regi», begann der junge Mann, dessen kräftige Gestalt fast gar die Lederjacke sprengte, «ich bin heute nicht zu dir gekommen, um über das Wetter zu reden. Du weißt, dass meine Mutter krank ist und vielleicht noch lange in der Kur bleiben muss. Wir müssen bald eine gute, zuverlässige Hilfe haben. Wer ist heute schon zuverlässig? Nur die Eigenen! Darum komme ich zu dir und möchte eine gültige Antwort haben.» Regina fragte gelassen: «Warum schaffst du nicht daheim und hilfst, warum streunst du am hellichten Vormittag schon in der Landschaft umher, wenn bei



«Ich lege dir ein blühendes Unternehmen vor die Füße.»

«Du hast die Mutter gefragt, ob ich dir noch böse bin.»

Blitzschnell drehte er sich herum, griff mit beiden Händen nach Reginas Armen. Diese aber wich einen Schritt zurück. «Da bist du ja, und nun?» frug er in gespannter Erwartung. «Ich bin dir nicht gram», sprach Regina leise, «du bist nun eben so. Wenn du, wie du sagst, in Stimmung bist, dann musst du grosse Worte machen, den Helden spielen, da bin ich eben weggelaufen, weil mir dein Plagieren verleidet ist. Was willst du?» «Ein Glas Wein von deiner Hand kredenzt macht mich selig», sagte Florian.

Wortlos ging Regina zum Buffet und brachte ihm den Wein, setzte sich zu ihm an

euch die Kräfte fehlen?» «Gut pariert, Regi», sagte er schnell, «ich weiss, du bist mit träfen Worten geschwind zur Hand. Gerade dies schätze ich an dir. Aber um dich zu gewinnen, ist mir kein Weg zu weit und keine Stunde zu kostbar. Komm doch einmal mit mir hinauf ins Stockegg, schau dir diesen neuen Umbau und die tolle Betriebsplanung an. Alles nach bester Art! Weit und breit findest du keinen Berggasthof, der so modern, so ausgetüfelt und trotzdem heimelig ist. Auch die Aussicht in die Berge und das Tal kannst du weit um den See kaum irgendwo finden. Komm, sitz hintenauf, mit dem Töff sind wir in einer guten halben Stunde oben und zum Mittagessen bist du wieder daheim.»

Das Mädchen schaute ungerührt in das bit-  
tende und fragende Gesicht und sprach:  
«Ach, ich bin noch zu jung. Ich möchte noch  
in die Welt hinaus. Meine Schwester, Vreni,  
ist in Griechenland, in Sizilien gewesen, ar-  
beitet jetzt als Krankenschwester in Amerika.  
Sobald ich hier weggehen kann, fliege ich in  
die weite Welt. Geh, such dir eine tüchtige  
Frau, die sich an vielen Orten bewährt hat  
und die deine Mutter gut vertreten kann.»  
«Ja, ein altes Reibeisen mit Mucken, die ihr  
ständig um den Kopf tanzen», sagte er ärger-  
lich, «nein, dich möchte ich haben, dich in  
unser goldenes Nest setzen. Mein Vater hat  
von seinem Onkel so viel geerbt, dass er über  
den Neubau hinaus noch genug am Schär-  
men hat, mir gern das Stockegg übergibt und  
in ein milderer Klima zieht. Dir lege ich das  
blühende Unternehmen vor die Füße, nur  
dir.» Und da Regina kein Wort hervorbrach-  
te, rückte er ihr näher, griff nach ihrer Hand  
und sagte: «Was willst du hier im <Hecht>,  
auch wenn du fortfliegen willst. Wenn du zu-  
rückkommst, hat Theo eine hübsche, nette  
Frau, die deinen Platz einnimmt, fremde  
Sprachen parliert, den Gästen zunickt und  
zulächelt, den feinen Herren, die wegen The-  
os Kochkunst herkommen. Dann kannst du  
zuschauen, wie sie das Geld einheimst,  
kannst die Putzmagd machen, wenn sie dir  
einen rechten Lohn gibt oder fortgehen, nicht  
auf Vergnügungsreisen.»

«Du hast dir das alles schön ausgedacht,  
Florian», erwiderte das Mädchen und entzog  
ihm seine Hände, «mich nimmt nur wunder,  
wann du Zeit hast, all dies auszuknobeln, so  
wie du ständig auf Fahrt bist und überall, an  
jedem Schützenfest, bei jedem Schwinget  
und auf der Jagd.» Schon wollte er eine bit-  
tere Antwort geben, da hörten sie Mutters  
Stimme rufen: «Regina, Regina!» Das Mäd-  
chen eilte hinaus und gab Bescheid: «Ich  
komme, Mutter, ich bin schon da. In der  
Stube sitzt noch der Florian, er braucht einen  
kräftigen Schnaps.»

### **Von einer liederlichen Mutter, dem zerschundenen Knie und dem Apfelkuchen.**

Seitdem in der nahen Fabrik die neue Ab-  
teilung eröffnet worden war, wohnen fünf  
Monteure im <Hecht>, tüchtige Berufsleute,  
die über Samstag und Sonntag heimreisen.

An ihrem Tisch während dem Mittagessen  
und auch am Abend beim Jass geht es mun-  
ter zu. Kommen sie von daheim, hat jeder zu  
berichten, was während der Woche zu Hause  
geschah. Kommen sie aus der Fabrik, hat je-  
der seine Beobachtungen gemacht und er-  
zählt davon. Sie sind schon weit umherge-  
reist, haben in fremden Ländern, in kalten  
und in heissen Zonen Maschinen montiert,  
allerlei Leute kennen gelernt. An Gesprächs-  
stoff fehlt es ihnen nicht.

Der Fabrikdirektor, der in dem schönen,  
neuen Haus am Hang, unweit vom <Hecht>,  
wohnt, kommt dann und wann zu ihnen, um  
zu schauen, ob sie auch gut versorgt und mit  
Speise und Unterkunft zufrieden sind. Sie  
sitzen dann schweigsam, der Rotschopf und  
der Dicke, der Junge, der Grosse und auch  
die Spitznase, reden nur soweit sie gefragt  
werden. Wenn er dann wieder mit freundli-  
chem Händeschütteln Abschied genommen  
hat, und sein hellblauer Wagen aus ihrem  
Gesichtskreis verschwunden ist, dann wird  
das Gespräch wieder lebendig: «Der braucht  
sich doch um uns nicht Sorgen zu machen, so  
gut haben wir es schon lange nicht mehr ge-  
habt.» «Nicht in Thailand und nicht in  
Trondheim und erst recht nicht in der Tsche-  
chei.» «Ist eben doch am schönsten in der  
Schweiz und wenn es auch hie und da regnet.  
Keine Schwierigkeiten mit der Sprache, mit  
dem Blutdruck und hier sind wir sozusagen  
Familienmitglieder.» «Aber ich mache mir  
Sorgen um ihn», meint der Dicke, «seine  
Frau ist ein Luder. Habt ihr gesehen, wie sie  
ihm um den Bart streicht und dann mit dem  
Wagen abhuscht und in einem neuen Kleid  
zurückkommt. Am Werktag trägt sie ein hal-  
bes Vermögen an Schmuck. Jeden Tag saust  
sie ab. Ich habe vernommen, dies Jahr sind  
ihr schon zwei Dienstmädchen davongelau-  
fen. Länger als drei Monate bleibt keine.»  
Und dann der Rotschopf, der weiss noch viel  
mehr: «Wenn er geschäftlich verreisen muss,  
dann kommt der Mann mit dem gelben Wa-  
gen, anderntags der Hochaufgeschossene mit  
dem roten. Kein Wunder, was da an Wein  
und teuren Schnäpsen abgeladen wird, geht  
alles durch die Kehle ihrer Freunde.»

Sehr gewichtig hebt der Grosse seinen ma-  
geren Zeigfinger auf und spricht: «Ist  
scheints eine Ausländerin, hat sie in Singa-  
pur aufgegabelt. So viel ich gehört habe, ver-

sammeln sich dort etliche von dieser Sorte, extravagante Schönheiten, mit Perücken, vormittags kastanienbraun, gegen Abend noch viel röter als dein Haarschopf.» Der mit der spitzen Nase schüttelt den Kopf und meint: «Mich nimmt nur wunder, was aus seinem Bub wird, ein lieber Knirps, mit lustigen Augen und hell auf der Platte. Der Vater den ganzen Tag im Geschäft und abends bis in die Nacht an der Arbeit, die Mutter verduftet oder mit fremden Herren auf dem Sofa. Die Kinder aus der Nachbarschaft werden von dieser Hexe verscheucht. Kaum hat er sich an die neue Köchin gewöhnt, steht wieder eine andere da. Kein Wunder, streicht er halbe Tage im Fabrikhof umher oder beim Bauern um den Stall. Geht doch noch lange nicht zur Schule, der wird ein Vagant oder Indianer.»

Und kaum hat sich der Spitznasige seinen Kummer vom Herzen geredet, geht die Türe auf, kommt das Herrensöhnchen in die Wirtsstube, das geblümelte Hemdchen beschmutzt, das Knie verkratzt, barfuss und frägt nach Regina. «Komm her, Iwan», ruft der Dicke, «magst du einen Apfelkuchen?» Ohne Scheu und lachend klettert der Kleine auf das Knie des umfänglichen Mannes und vergnügt sich mit gewaltigem Appetit an dem Dessert, das der Dicke stehengelassen hat. Regina muss auch noch ein zweites Stück bringen, sieht dabei die blutverkrustete Wunde am Bein des Buben, nimmt ihn unter den Arm und trägt ihn fort.

«Ich bin kein Direktor und trage nicht jedes Jahr ein dickes Paket mit grossen Noten zum Steuerkassier», sagt der Rotschopf, «habe nicht nur für einen, für drei Buben und zwei Mädchen zu sorgen, aber sie haben es alle fünf besser bei mir, als dieser arme Wicht. Hast du den Hunger gesehen, der hat wieder kein rechtes Essen bekommen, vielleicht ist die Köchin schlechter Laune, oder haben sie ihm Krebse vorgesetzt. Frau Direktor will natürlich nicht immer Braten auf-tischen, etwas Exotisches muss es sein und gepfeffert, sonst schmecken ihr die Schnäpse nicht.»

Nun wird der Speisezettel im schönen Landhaus unter die Lupe genommen und von jedem mit phantasievollen Gerichten ergänzt, bis Regina den Bub mit gewaschenen Füßen und verbundenem Knie wieder her-

einbringt, zusammen mit einem grossen Stück Kuchen, das Iwan mit Lust vertilgt. Die Männer freuen sich an den witzigen Antworten, die Iwan in seiner Unbekümmertheit hervorsprudelt. Sie vergessen die Zeit, versäumen beinahe den Arbeitsbeginn, weil ihnen der Bub die freudige Erinnerung an ihren eigenen Familientisch in die Wirtsstube gebracht hat. Sie lassen Iwan mit dem Rest seines Apfelkuchens zurück und gehen. Regina räumt auf, lässt ihm den Teller, bis er die letzten Krumen aufgeschleckt hat und sagt: «Iwan, du kannst mitkommen, ich fahre zum Schuhmacher ins Dorf und muss noch einkaufen, darfst du so lange von daheim wegbleiben, oder soll ich es deiner Mutter melden?» Der Bubi wehrt mit beiden Händen ab und sagt beglückt: «Nein, nein, ich komme. Sag nichts, sonst schimpft die Hilda. Mama ist weg.»

Je einen Schuh unter dem Arm trippelt Iwan dem Mädchen nach in die Garage und sitzt dann voll Freude neben Regina auf der Fahrt dem See nach und durch den Wald, der das Gasthaus vom hablichen Dorf trennt.

### **Wie ein unerwarteter Besuch Hoffnungen weckt und Herzweh bringt.**

Nur zwei kurze Stunden sind seither vergangen und doch hat sich im <Hecht> unterdessen vieles verändert. Regina kann nicht in die Garage fahren, denn dort steht ein rassisger, grüner Sportwagen mit französischem Erkennungszeichen. Aus der Küche strömen feine Düfte, Theo hantiert dort in blütenweisser Schürze und mit seinem höchsten Kochschopf. In der Wirtsstube sitzen vier einheimische Jasser, die mit ihrem Bier und Kaffee gut versorgt sind und, da Regina hereinguckt, kaum Zeit finden, von ihren Karten aufzuschauen. Aus dem oberen Stock hört das Mädchen sprudelndes Französisch und sieht seine Mutter geschäftig umhereilen. «Schlüpf in ein hübsches Kleid», sagt sie, «Theo hat Besuch. Und komm schnell, bring die bauchigen Gläser.»

Im hastigen Umkleiden sieht Regina den Bub forttraben, versucht dann, ihre wilden Haare in eine ansehnliche Frisur zu zwingen, sucht in ihrem Schmuckkästchen nach einem hübschen Anhänger, einem goldenen Armband, nach dem Ring mit dem blauen Stein und quält ihren Kopf, wer wohl aus Frank-



reich zu ihrem Bruder gekommen sei. Seit seiner Heimkehr hatte Theo schon oft von hübschen, jungen Französinen erzählt, hatte beschrieben, wie sie behend und elegant über das Pflaster trippeln, viel leichter und anmutiger als die Schweizerinnen. Wie sie es verstehen, aus dem nichts ein bezauberndes, nettes Kleidchen zu nähen und ihre Augen schweifen lassen, ohne das Köpfchen zu drehen. Aber von einer Freundin, einer soliden Bekanntschaft, war doch aus seinem Mund nie ein Wort gefallen.

Neugierig und doch eher reserviert trat Regina in die obere Stube und sah den Tisch weiss gedeckt, Teller aus feinem Porzellan und mitten drin sogar den silbernen Leuchter mit den fünf Kerzen. Auf den Stühlen, neben Vater und Mutter zwei Fräuleins in adretten Reisekleidern, tadellos geschminkt und mit leuchtendem Lippenrot, die munter und vergnüglich plauderten. Frau Simone, das Gesicht von Freude und dem angeregten Gespräch leicht gerötet, stellte den beiden Gästen ihre Tochter vor und nannte die Namen der beiden Freundinnen. Yvonne und Arlette, die auf einem Bummel durch die Schweiz dem bescheidenen <Hecht> » zur grossen Überraschung die Ehre ihres Besuches gewährten.

Aus verstaubter Flasche goss die Mutter einen herrlich duftenden Rotwein ein und entschuldigte sich, dass er nicht noch zehn Jahre älter sei.

Yvonne wehrte bescheiden ab, wies darauf hin, dass sie noch weit zu fahren im Sinne hätten und darum mit dem Genuss des Weines zurückhalten müssten. Dieses Argument rief aber bei Frau Simone einen heftigen Protest hervor. «Wir haben für Sie ein schönes Zimmer mit Blick auf den See bereit», erklärte sie, «morgen ist glanzvolles Wetter, Frühstück auf der Wiese, wenn Sie nicht kälteanfällig sind, können Sie vorher im See ein Bad nehmen und schwimmen. Theo wird Sie auf jede Art verwöhnen.» Besuch aus ihrer Heimat, das war für Frau Simone ein herrliches Fest.

Von Kind auf hatte Regina französisch sprechen gelernt und kann nun ohne Mühe am Gespräch teilnehmen, nur bleibt ihr dafür wenig Zeit, das Zimmer für die beiden Fräuleins muss hergerichtet werden. Gäste kommen an dem schönen Abend in den <Hecht>

zum Nachtessen. Regina will in der Küche helfen, damit Theo dort nicht den ganzen Abend am Herd stehen muss. Sogar der alte Kari, seit den Zeiten, da er noch Rossknecht war, dem <Hecht> treu geblieben, streckt seinen krummen Rücken am Abwaschtrog, derweil Frau Simone leckere Speisen, feingewürzte Gemüse und duftende Saucen anbietet und die Gäste in ihrer guten Stube auf echt französische Art verwöhnt.

Yvonne, die ihre pechschwarzen Haare kurz geschnitten trägt und eher zu Fülle neigt, isst mit Wollust und kümmert sich nicht um die Regeln der Schlankeitsapostel. Arlette nimmt mit ihren feingliederigen, schlanken Händen nur wenig auf ihren Teller. Die blonden Haare fallen in Wellen auf ihre Schultern und umrahmen ihr zartes, ebenmässiges Gesicht mit leuchtendem Gold. Sie ist an allem interessiert, was Frau Simone erzählt und lockt mit Fragen ihre Lust zu reden. So vernehmen die beiden Töchter, was sich in der Familie an Fest- und Werktagen ereignet, wie Frau Simone sich in das Leben im abgeschiedenen Gasthof eingewöhnt und hier ein interessantes und harmonisches Leben geniesst.

Nach dem schwarzen Kaffee wird nochmals eine Flasche entkorkt, werden die Gläser gewechselt, Zigaretten zur Auswahl vorgelegt, bis endlich Theo auch Feierabend machen und herzusitzen kann. Nicht etwa im Küchendress mit dem hohen Hut. In dunkelblauem Kleid mit feinem Nadelmuster. Eine grossknotige Kravatte quillt aus dem Kragen und seine Bügelfalten sind messerscharf.

Kaum hat er sich hingesetzt, klingen die Gläser zum Prosit und steigt der Rauch in Kringeln zur Lampe empor. Yvonne möchte den nächtlichen Garten, die Boote im Hafen besichtigen und bittet den Vater, sie zu begleiten. Sie sei im vergangenen Sommer auf einer Segelfahrt mit dabei gewesen und seither liebe sie Wasser und Wellen und das sanfte Plätschern im Mondschein. Auch Frau Simone erinnerte sich plötzlich, sie habe noch dieses und jenes versäumt und eilte davon.

Nun sitzen Arlette und Theo plötzlich allein am Tisch, schauen in die Flammen der Kerzen und schweigen, bis er sie fragt: «Wie kommst du dazu, hier plötzlich, ohne ein Wort voraus, wie ein Bild aus versunkener

Vergangenheit, zu erscheinen?» «Aus Zufall», lächelt Arlette, «Yvonne wollte eine Ferienfahrt in die Schweiz machen. Ihre Freundin ist erkrankt, konnte nicht mitkommen, da hat sie mich gefragt. Hier in der Nähe haben wir ein Plakat gesehen, <Gasthaus Hecht>, Fischspezialitäten. Du weisst ja, dass ich Fischgerichte bevorzuge, et voilà!»

«Und ich Esel habe Dir einen Braten serviert», sagt er und schlägt sich an die Stirne. «Er war sehr gut, hat mir köstlich geschmeckt», lobt sie, «vielleicht hat mich nicht nur die Fischspezialität hergelockt, auch der Name hat mich verführt. Ich war neugierig, ob du noch etwas dazugelernt hast, seitdem du bei uns gewesen bist.» Nun erst wandern seine Blicke in Ruhe über ihre Gestalt, schaut er ihr offen ins Gesicht und staunt: «Gross bist du geworden in den wenigen Jahren und schön. Damals warst du noch ein hüpfender Hase, ein Kind mit tausend Wünschen und roter Nase.»

«Immer noch», sagt Arlette, «die Nase habe ich gepudert und die Wünsche sind nicht kleiner geworden und fast alle unerfüllt.» Der junge Mann findet nur langsam den richtigen Ausdruck, die Leichtigkeit, sich in dieser doppelsinnigen Weise zu necken. Er empfindet ungenügend, wie er seit seiner Heimkehr aus Frankreich wieder schwerfälliger geworden ist, ergreift sein Glas und lässt den edlen Wein langsam über seine Zunge rinnen. «Ich habe dir von meiner Mutter einen Gruss mitgebracht», beginnt sie wieder, «bei ihr hast du dich jeweils ausgeweint, wenn dich das Heimweh geplagt, wenn dir unser Küchenchef ein nasses Tuch um die Ohren geschlagen hat. Sie hat oft und immer wieder von dir gesprochen. Du scheinst in der kurzen Zeit ihr Herz ganz und gar erobert zu haben, Kunststück, mein Bruder war damals in Paris, da hat sie dich eben als ihren Sohn verhätschelt.»

«Du hast eine gute Mutter, Arlette», sagt Theo mit Wehmut, «sie hat mir über meine schwerste Zeit hinweggeholfen, denn in der Küche war die Hölle los. Ich hätte den Chef zu gewissen Zeiten dreimal am Tag erwürgen mögen, aber heute bin ich ihm dankbar, ich habe bei ihm viel gelernt.» «Die Mutter ist noch immer so gut und der Küchenchef ein wahrhaftiger Teufel», sagt sie, «nur kochen

kann er wie kaum einer in Frankreich, wir können ihn nicht entbehren.»

In der Nacht kommt ein Wind auf, Wolken fahren am Mond vorbei. Regina geht noch zum Hafen hinunter, weil ein Boot gegen die Mauer schlägt. Da sie zurückkommt, sieht sie im hellerleuchteten Fenster der Stube Theo, und eng an ihn geschmiegt das Mädchen aus Avignon. Es scheint, als ob sie den Wolken zuschauen, ein Arm auf der Schulter des andern ruhe.

Regina beeilt sich, ins Haus zu kommen und leise in ihre Kammer hinauf zu gehen. Das Bild dieser schattenhaften Gestalten bleibt ihr wie eingebrennt vor den Augen und verscheucht ihren Schlaf. Vielerlei Gedanken huschen in ihrem Kopf herum: «Wenn diese Arlette hier einzieht, dann ist die Mutter im siebenten Himmel. Eine Schwiegertochter genau nach ihren Wünschen und Träumen, charmant, gewandt und pfiffig. So hat Florian recht, und ich bin die Putzmagd oder vertrieben.» Im Halbschlummer sieht sie ein anderes Bild, den kleinen Iwan, wie er in der Werkstatt des Schuhmachers in alte Stiefel schlüpft, mit Schuhen Kegel spielt und auch einen jungen Mann, der, eine Lederschürze umgebunden, in der Ecke sitzt und mit Händen, die keine grobe Arbeit kennen, seinem Vater hilft.

### **Warum der Gerichtspräsident seine Ansprache verschieben muss.**

Zum ersten Mal seit vier Wochen trinkt der Monteur mit der Spitznase ein Bier zum Mittagessen und der Dicke lässt ein Sprudelwasser nachkommen. Die Waadtländer-Würste waren scharf gepfeffert und das Risotto dazu tüchtig versalzen. Der Rothaarige begann zu meckern, winkte Regina herbei und sagte: «Probier mal von dem Zeug. Das brennt wie ein Feuerwerk. Meine Zunge ist schon rauh wie ein Käsereiber.» Das Mädchen nahm einen halben Löffel voll auf die Zunge und meinte gelassen: «Ei, sieh da, auch ein dreifach diplomierter Koch bleibt vor der uralten Erfahrung nicht verschont. Das trage ich nun in die Küche. Theo soll sich daran sattessen, dann bekommt er ein wenig Farbe ins Gesicht. Er sieht ohnehin aus, wie wenn er zwei Tage im Wasser gelegen hätte. Ich bringe Euch Ersatz und zur Milderung des Brandes vollsaftige Melonen», begann abzuräumen,

trug die Teller nicht zum Speiselift, sondern ging mit den Schuhen klappernd die Stiege hinab.

Da sie Theo die halbleeren Teller auf den Küchentisch präsentierte und mit höhnischem Lachen eine kleine Ansprache halten wollte, stürmte Herr Brenner, der Fabrikdirektor zur Türe herein und fragte: «Ist Iwan bei euch? Fräulein Regina, haben Sie ihn nicht gesehen?» «Nein, heute ist er nicht gekommen», gab das Mädchen Bescheid. «Ich habe mich noch gewundert, dass er nirgends aufgetaucht ist.» Nervös und hastig rannte der Direktor davon und rief: «Dann muss ich der Polizei berichten!» Regina eilte hinter ihm nach und vernahm auf dem Weg zum Landhaus hinauf, Iwan habe zwei Teller zerbrochen, die Köchin habe ihn übers Knie genommen, dann habe er sämtliches Geschirr vom Frühstückstisch aus dem Fenster geworfen. Seither sei er wie vom Erdboden verschwunden. «Bleiben Sie doch endlich stehen», rief Regina atemlos, «wir wollen doch zuerst im Stall bei den Ziegen nachsehen. Vielleicht ist er bei den Schafen auf der oberen Matte. Dann können sie immer noch die Polizei alarmieren.»

Also rannten die beiden zum Gaden hinunter, dann in den Wald und über die grosse Wiese. Mit heiserer Stimme rief Herr Brenner: «Iwan, Iwan!» bis der Abwart der Fabrik auf seiner Suche daher kam und mit hellem Tenor den gleichen Namen in alle Windrichtungen hinausschrie. Schliesslich beteiligten sich Theo und die Mutter an dieser Suchaktion, Vater Heinrich ging den Seemauern nach und der alte Kari durchforschte den Heuboden.

Die Aufregung verwandelte sich in Angst und Jammer. Kein Mensch blieb im Haus ausser der Grossmutter und auch diese befand sich schon unter der Haustüre, da mit Geknatter und Getöse Florian mit seiner blitzenden Zweiradmaschine daherbrauste. Mit beiden Händen hielt sich die Grossmutter die Ohren zu, bis das Brüllen des Motors verstummte. Auf Florians Frage nach Regina sagte die alte Frau: «Junger Mann, jetzt kannst du dir einen Lorbeerkranz verdienen. Des Direktors kleiner Bub, der Iwan, ist auf und davon. Geh, such ihn. Mit deinem Stinktöff kannst du durch jeden Waldweg fahren. Wenn du ihn bald bringst, dann hast

du beim Direktor einen Stein im Brett, dann wird er den nächsten Betriebsausflug zu euch ins Stockegg hinauf dirigieren.»

Florian lehnte sich hochaufgereckt an die Mauer und höhnte: «Der Direktor ist mir wurst. Ein Kuss von der Regi ist mir lieber als die ganze Fabrik.» Mit ihrem Stock tappte die Grossmutter auf die Steinplatte und befahl: «So, jetzt spiel nicht den Grosshans. Bei mir machst du damit keinen Eindruck. Geh, du bist ein Jäger, du findest ihn schnell. Regina ist ja ganz vernarrt in den Bub. Jetzt kannst du zeigen, was du bist!» «Wie lange ist er fort», fragte Florian und liess mit einem kräftigen Tritt den Motor aufheulen. «Drei Stunden», schrie ihm die Grossmutter ins Ohr. Dann brauste die Maschine davon, und nichts war mehr zu sehen als ein blauer Rauch.

Vater Heinrich stieg ins Boot und ruderte dem Ufer nach. Frau Simone kam zurück mit nassen Augen und einem verknacksten Fuss. Theo rannte aufgeregt wie ein Olympia-Sieger in die Küche. Er musste ein grosses Essen herrichten, das hohe Gericht war angemeldet. Im Säli sollte der lange Tisch gedeckt werden mit feinem Geschirr und schönen Gläsern für Rot- und Weisswein. In der Wirtsstube wartete der alte Kari umsonst auf sein Most, das er mit seinem Suchen verdient haben sollte. Die Grossmutter brachte ihm schliesslich seinen Trunk.

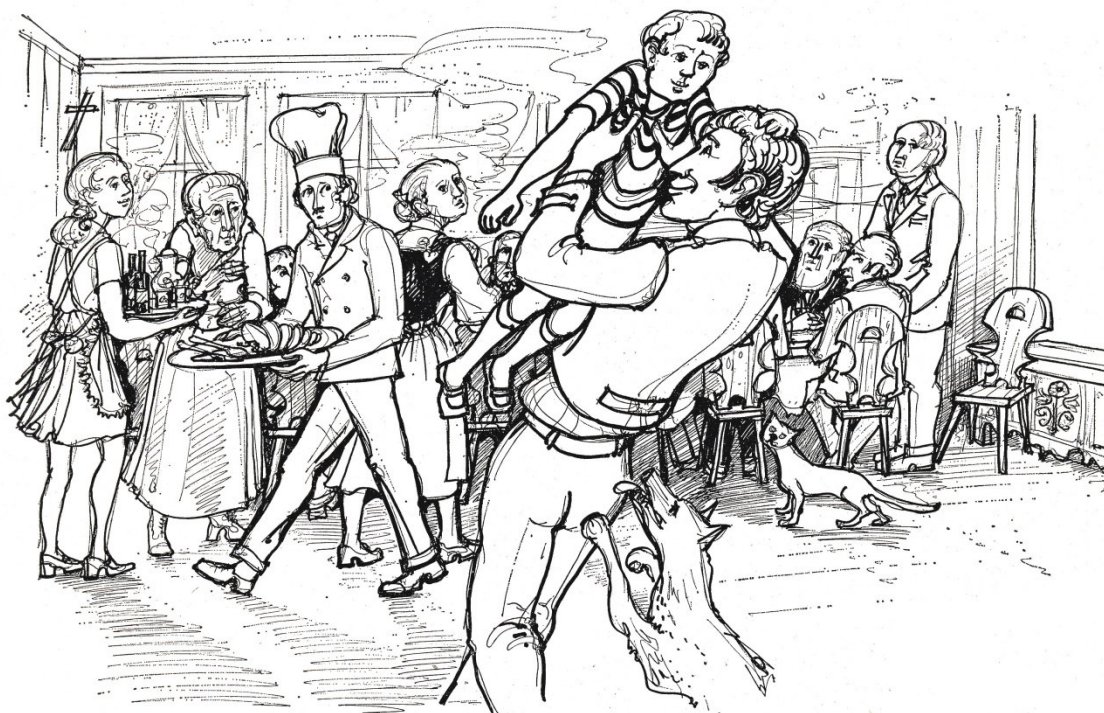
Auch Regina kam ohne Iwan heim, musste zuerst ihrer Mutter den Knöchel einbinden, bevor sie Theo in der Küche helfen und das Gedeck auflegen konnte. Direktor Brenner telefonierte jede halbe Stunde aus einer anderen Gegend und fragte, ob der Bub nicht gefunden worden sei.

Dann kamen die Gerichtsherren. Drei Autos schwenkten auf den Parkplatz ein. Würdige Herren im Sonntagsstaat, von der langen Sitzung etwas ermüdet, aber offensichtlich die Vorfreude auf ein leckeres Mahl geniessend. Das älteste Mitglied, das von seinem Amt zurücktrat, sollte ein letztes Mal im Kreis seiner Kollegen weilen und mit diesem Abendessen feierlich verabschiedet werden.

Trotz behender Arbeit flog in der Küche dann und wann ein neckisches Wort über den Tisch. «Dass du mir mit dem Salz vorsichtig umgehst, Theo. Ich warne dich. Verliebte verlieren meist jedes Mass.» «Wer ist

verliebt?» — «Der Koch, der heute das Reis zu den Waadtländerwürsten gewürzt hat. Kaum sind die beiden netten Französinen aus dem Haus, müssen schon alle Gäste darunter leiden.» «Wie kommst du auf die Idee?» «Theo, mir kannst du nichts vormachen. Hast wenig und noch schlecht geschlafen und kaum Zeit gefunden, die Spuren des Lippenstifts wegzuwaschen. Spiel doch nicht den Harmlosen. Das Wiedersehen hat dich aus dem Geleise geworfen. Gibs ehrlich zu und schau, dass die Gerichtsherren nicht

und nickt, wenn ihm von allen Seiten Komplimente herzufließen. Vor den Augen der Gäste schneidet das Tranchiermesser saftige Stücke, füllt Frau Simone die Teller mit Schwarzwurzeln, Bohnen und Blumenkohl. Regina bringt die Schüssel mit den Salaten, den braunglänzenden, kleinen Kartoffelkugeln, schenkt nach und achtet auf jeden Wunsch. Auch die Grossmutter kommt, in ihre beste Seide gekleidet, begutachtet mit einem kritischen Blick die Speisen, begrüsst die Herren, wohlbekannte, freundliche Ge-



Stolz wie ein Schwingerkönig hebt Florian den Buben bis zur Decke hinauf.

auch noch Feuer und Schwefel auf die Zunge bekommen.»

Durch all dieses Necken, Hasten und Eilen geisterte die Angst um den kleinen Iwan, musste verheimlicht werden, durfte das Festessen und die gute Stimmung der gewichtigen Herren nicht trüben.

Ein Glas Weisswein vor dem Essen rötet die Wangen und macht glustig. Blumen auf dem Tisch ergötzen die Augen. Butter auf Toast zum geräucherten Fisch gibt ein behagliches Gefühl. Klare Suppe mit Mark bildet den Übergang vom weissen zum feurigen Rotwein. Dann kommt Theo mit einer grossen Silberplatte, zeigt das Rindsfilet mit allen Garnituren, bevor er es zerschneidet. Die steife, hohe Mütze thront auf seinem Kopf

sichter, wünscht guten Appetit und bleibt eine Weile in der Ecke stehen.

Just, da der Herr Gerichtspräsident zu seiner Rede anheben will, leise ans Glas klopft und sich räuspert, gellt ein Bubenschrei in das Säli, kommt Florian mit Iwan auf den Armen herein, stolz wie ein Schwingerkönig, hält ihn hoch über seinem Kopf in beiden Händen und sagt: «Eingeschlafen ist er, versteckt im Wald. Nur der Hund von der Polizei hätte den gefunden. Jetzt, Regi, gib mir den versprochenen Kuss.» Das Mädchen stellt seine Platte geschwind auf die Ecke des Tisches, eilt auf ihn zu und sagt: «Zwei kannst du haben. Auf jede Backe zwei!»

Wahrhaftig, vor den gestrengen Blicken des hohen Gerichts umarmt das Mädchen

den glücklichen Finder und küsst ihn ohne zu zählen.

Der Präsident, mit den Notizen seiner Ansprache in der Hand, hat sich längst wieder auf seinen Stuhl gesetzt. Denn jetzt wird zuerst von Iwan und seiner Flucht erzählt und berichtet und zwar so eifrig und durcheinander, dass niemand sieht, wie Iwan hinter den kleinen Tisch schleicht und von der grossen Platte stibitzt. Diese glückliche Heimkehr Iwans gibt dem Fest erst recht eine frohe Stimmung. Er wird an den Tisch geladen, soll seinen Hunger stillen. Nur die Grossmutter hat rechtzeitig daran gedacht, dem verängstigten Vater ins Landhaus Bericht zu geben.

Da Herr Brenner stürmischen Schrittes ins Säli kommt, seinen Sohn bei den dunkelgekleideten Herren vergnüglich schmatzend vor seinem Teller sieht, muss der Präsident nochmals seine Ansprache verschieben, denn jetzt wird auf Kosten des beglückten Direktors der guten Weine bester aus dem Keller geholt, sorgfältig temperiert und in bauchige Gläser gegossen.

### **Richtbeil und Henker.**

Auch Gerichtsherren müssen die Gesetze beachten, auch sie dürfen nicht dem Genuss des Weines erliegen, wenn sie ans Steuer sitzen und heimfahren wollen. Mindestens drei der hohen Herren mussten sich mit allen Kräften beherrschen, durften nur ein einziges Glas des gespendeten Weines und nur in kleinen Schlückchen trinken. Zur Sicherheit auch noch ein währschaftes Stück des berühmten dreijährigen Alpsprinz dazu essen und die Heimfahrt in die dunkle Nacht verschieben.

Bei der Abfahrt fehlte der Gerichtsschreiber, war und war nicht zu finden. Schon vor der letzten feuchtfröhlichen Rede war er vom Tisch verschwunden, hatte einen Flecken auf seiner Kravatte entdeckt und bei der Grossmutter Hilfe gesucht. Dann war er nicht mehr an den Tisch gekommen.

Während die Herren Abschied nahmen und ihre Wagen in die Nacht hinausglitten, sass er im obersten Stübchen bei der Grossmutter und versuchte, ihr ein Geheimnis zu entlocken, dem er schon seit Jahren nachgegangen war. Auch sie hatte von dem gespendeten Rotwein genossen und war davon ge-

sprächig geworden. Dies wollte der Gerichtsschreiber und Historiker benützen. Eine solche Gelegenheit würde er wohl kaum mehr finden.

Schon vor vielen Jahren hatte er ihren Mann ausgehorcht, hatte ihren Sohn immer wieder darnach gefragt, bei Theo und Vreni auf den Busch geklopft, ohne Erfolg. Von allen diesen wurde ihm jede genaue Auskunft verweigert, mit der Begründung, das zu wissen nütze nichts und könne nur schaden. Auch die Grossmutter wollte nicht auf dieses Thema eingehen. Erst da er ihr mit Handschlag und Ehrenwort versicherte, zu ihrer und seiner Lebzeiten auch nicht ein einziges Wort verlauten zu lassen, und nachdem er sie überzeugen konnte, es sei doch besser, wenn die wirkliche Wahrheit schwarz auf weiss und versiegelt vorhanden sei, als dass die Geschichte, verdreht und weit übertrieben, in jeder Stube weitergegeben werde, war sie bereit zu sprechen.

Und sie begann: «Meines Mannes Urgrossvater war Wirt und Fischer hier auf dem <Hecht>. Das Zimmer unter mir hat Gitter in die Fensterposten eingeschmiedet. Zur selben Zeit war das notwendig, hier abseits und ausser Rufweite, ein Zimmer zu haben, in dem wertvolle Fracht von den Schiffen diebessicher untergebracht werden konnte. Ein Bett steht darin, ein Schrank, eine Truhe, Stühle und Platz ist genug für Säcke, Bündel und Kisten.

An einem Abend im Winter kam ein Wanderer mit einer Wunde am Bein, hatte Fieber und fror. Des Urgrossvaters Frau war von Herzen gut, hat vielen Leuten geholfen. Von ihr wird heute noch erzählt, wie sie den Müttern beigestanden ist im Kindsbett und jeglicher Not. Sie hat den Verwundeten aufgenommen, hat nicht darauf geachtet, ob ein Messer oder eine Kugel das Bein aufgerissen hat. Er war schon lang im Schnee gelegen, in Heuschobern oder unter Steinen im Wald. Sie hat ihn versorgt. Ihr Mann hat seine blutigen Spuren verwischt, soweit sie im Schnee zu sehen waren. Der Arme hat mit verbissenen Zähnen gelitten. Von seinem Unfall wollte er nicht berichten. Nur im Fieber hat er von Verfolgern geredet und wie sie ihn halbtot über eine Fluh hinaus gestossen haben, Männer, die ihm sein gutes Recht, seinen Erbeil streitig machen wollten. Nach seiner

Herkunft gefragt, hat er nur verlauten lassen, er käme jetzt aus Italien. Sonst verschwieg er alles. Hat auch im Traum italienisch gesprochen, aber sonst eher wie die Berner.»

«Und Schriften hat er keine bei sich gehabt?», frug der Gerichtsschreiber, bemerkte aber sogleich, dass sich die Grossmutter nicht gerne unterbrechen liess. «Nein, Schriftliches hat man, so viel ich weiss, auch nachher nicht auf ihm gefunden. Und einen Namen hat man nie erfahren. Zu dieser Zeit war von einem Mord die Rede, der am Berg geschehen sein soll. Ein Bauer, der mit seinem Bruder im Streit gelebt hat, wurde im Stall erschlagen, und seitdem blieb der Bruder verschwunden. Das Gericht hat nach dem Mörder gesucht und einen Beschrieb angeschlagen, der vielleicht auf den Verwundeten hätte antreffen können. Aber wie wäre er in diesem Zustand über den See gekommen. Niemand hat ein Boot vermisst. Man weiss solches bald, hier rings ums Wasser. Zuerst wollte der Jakob, das war meines Mannes Urgrossvater, dem Gericht eine Meldung machen. Seine Frau hat ihn zurückgehalten, hat gesagt, in diesem Zustand könne er das Bett nicht verlassen, sterbe schon im Hinuntertragen. Auch sei es wohl nicht ratsam, wenn man ihm vorhalten könne, er habe in seinem Haus einen Mörder versteckt. Item, die Frau hat nur den Kranken gesehen, und dass ihm geholfen werden müsse, bis er dann mitten in der Nacht gerufen und geschrien hat und den Jakob angefleht hat, er soll ihm einen Priester holen, damit er beichten könne. Im Winter und im Schneesturm mit dem Schiff ist das Gott versucht. Man hätte den alten Pfarrer auf einem Saumpferd herbringen müssen. Jakob hat dem Blessierten gut zugeredet und versprochen, am Morgen, so früh es gehe, mit dem Schiff zu fahren. Aber noch vordem der Tag angebrochen ist, hat der arme Mann seinen Geist aufgegeben, ist im Fieber erstickt, als ob ihn ein böser Geist erwürgt hätte, wie auch die Frau ihm gut beigestanden ist.»

«In den Nächten darnach hat's in dem Zimmer gepoltert und geklopft. Das verriegelte Fenster ist auf- und zugeflogen, dass die Scheiben geklirrt haben. Es sind dort im Boden dicke, schwere Balken, eben wegen der Schiffsfracht, die dort gelagert wurde. Diese haben geächzt und gebebt, als ob ein Klaffer

Gewicht auf sie herabfallen würde. Dann kam wieder ein Pfeifen und Sausen auf, als ob der Föhn durch Ritzen und Spalte fahren würde, in einer Nacht, da der See wie Blei anzusehen war, ohne Bewegung. Jakob wollte hineingehen und nachsehen, da hat ihm die Türfalle die Hand verbrannt. Dreissig Tage hat er in Kamillen gebadet, bis der Schmerz verschwand. Mit der Zeit wurde es ruhig, nachdem ein Pater Kapuziner dagewesen ist, das Zimmer und das ganze Haus gesegnet hat. Er hat aber zu wissen gegeben, dass er es nicht wagen würde, in diesem Zimmer zu schlafen.»

«Das Bett steht noch, wie es war, Stuhl und Tisch und die Truhe. Nach Jahren kam ein Viehhändler, der den Jakob übers Ohr gehauen hat, den hat er über Nacht behalten, ihm das Zimmer zum Schlafen zugewiesen, aber kurz nach Mitternacht ist dieser mit aufgeschwollenem Gesicht und käsebleich in Jakobs und seiner Frau Kammer hineingeflüchtet, hat gebettelt und gefleht, man solle ihm sein Reitross zäumen. Er sei dazu nicht mehr im Stande. Wolle aber lieber in die finstere Nacht hinausreiten, als noch eine Stunde in diesem Haus verbringen. Jakob hat ihn gefragt, was er gesehen habe. Nur zwei Worte hat er ausgesprochen: 'Richtbeil und Henker', ist wie verfroren in der Ecke sitzen geblieben, hat gezittert und sein aufgedunsenes Gesicht in beide Hände vergraben und wehleidig gebetet. Vater Jakob musste ihm noch auf das Ross helfen. Wie er durch die Nacht fortgekommen ist, wer weiss. Er ist nie mehr in der Nähe gesehen worden.»

Der Gerichtsschreiber hörte schweigend zu, liess nicht einen Blick vom Gesicht der Grossmutter abschweifen. Er wollte noch mehr erfahren, stellte Fragen, bat und drängte. Die Erzählerin winkte mit der Hand, als wollte sie eine Fliege verscheuchen und sagte: «Geht jetzt, guter Herr, ich bin müde. Habe schon zu viel geredet. Hätte auch das nicht sagen sollen. Gute Nacht und haltet Euer Versprechen.»

In der Wirtsstube fand der Gerichtsschreiber noch zwei Höckeler am Tisch. Sah Regina am Aufräumen. Von ihr erbat er sich einen kräftigen Schnaps.

## Wie der Sturm wütet und der See tobt.

Wenn die Wälder um den See ihre vielen Farben zeigen, ihre herrliche Pracht entfalten. Silberwolken unter dem blauen Himmel stehen. Frische, kühle Luft über das Wasser streicht. Ein sonniger Morgen einen schönen Tag verspricht, dann gleiten die Segelboote mit ihren bunten Tüchern über die stille Fläche. Ruderboote kreuzen ihre Spur und frohes Lachen und Singen dringt bis ans Ufer.

Keine Stunde gleicht der andern. Immer wechseln die Bilder. Wenn Schatten auf die Wälder fallen, über die Spiegelfläche des Sees, Wolken vom Westen her aufstossen, übereinanderfahren, dunkle und gelbe den Tag verfinstern von Winden gejagt. Der Sommer hat noch nicht alle Blitze verschleudert, den Groll der heissen Tage noch nicht verwunden. Jäh fällt der Wind ins Wasser, scheucht die Wellen auf, setzt weisse Schaumkronen auf, und donnert an die Ufer.

Sturmwarnlichter blitzen. Die Segler verschwinden, Motorboote tanzen und schwancken dem Ufer zu. Wer die Wetterzeichen nicht kennt, noch in der Mitte des Wassers sich tummelt, sorglos mit den Wellen spielt, auf seine Kraft und die Ruder vertraut, kann aus glücklicher Stunde in entsetzliche Gefahr geraten. Noch vor wenigen Stunden lag der See still und friedlich da, nun ist er schon grau und wild. Der Wind zaust die ersten dünnen Blätter aus den Bäumen und fegt sie über die Matten und ins Wasser.

Am Nauen, der nun bald hinter der Bucht verschwindet, spritzen die Wellen hochauf. Der Kursdampfer hat die Deckblachen und die Fahnen eingeholt. Nur ein Ruderschiffchen tanzt noch weit draussen. Der Ruderer nimmt sich gegen den Sturm und versucht, dem Ufer näher zu kommen, muss aber gegen den Wind anstehen, damit er nicht von der Seite erfasst und umgeworfen wird. Er setzt seine ganze Kraft ein und kommt doch nicht vom Fleck. Ein zerzauster Mädchenkopf erhebt sich über den Bootsrand. Ein Ruder tanzt auf den Wellen davon.

Unter der Gadentüre steht Vater Heinrich, schaut in den Sturm hinaus, sieht, wie sich das Mädchen am Bootsrand hochzieht, dann ruft er: «Theo, Theo!» Das Brausen und Toben übertönt seine Stimme. In grossen

Sprüngen eilt er zum Haus hin, klopft an das Küchenfenster und schreit: «Theo, komm, wir müssen hinaus.»

Bis die beiden zum Hafen kommen, das Motorboot losbinden und die Maschine in Gang bringen, ist der Mann am Ruder aus ihrer Sicht verschwunden. Nur der Schiffsboden ragt aus den Fluten hervor und plötzlich wieder ein Kopf. Jetzt fährt das grosse Boot vom «Hecht» in das wilde Wasser hinaus. Erhält die ersten Schläge des Sturmes und der Wellen, trudelt und schwankt, bis es endlich in Fahrt kommt und Richtung nimmt auf die beiden Unglücklichen.

Am Fenster der Wirtsstube steht Frau Simone mit ihrer Tochter, schaut auf ihren Mann, der am Steuer sitzt, Haar und Hemd schon platschnass. Voller Angst sieht sie das Boot in den tobenden Wind fahren und sagt: «Jetzt hat er wieder vergessen, dass er sein Herz schonen muss. Denkt nicht an seine eigene Schwäche. Auf einer solchen Fahrt hat er sich sein Herzleiden geholt. Schau, auf der andern Seite des Bootes hat sich auch noch ein Kopf gezeigt. Wenn sie nur durchhalten und den Griff am Holz nicht verlieren.»

«Mutter, du musst nicht Angst haben», sagt Regina, «Vater hat noch immer über den Sturm gesiegt. Wie oft ist er in den Föhn geraten. Schau, sie sind schon nahe. Nein, nun schwenkt der Vater aus, will wohl nicht auf dieser Seite herzu. Warum wirft Theo den Rettungsring nicht aus?» Beide starren auf die schwankenden Schiffe. Die Leute aus der Wirtsstube gehen über die Matte zum See hinunter und rufen. Frau Simone legt ihren Arm um ihre Tochter, zieht sie an sich. «Der Frauenkopf ist schon lange nicht mehr aufgetaucht. Hat sie die Kraft verloren? Jetzt, da sie schon so nahe sind? Du, ich kann nicht mehr zusehen. Siehst du, wie unser Boot abgetrieben wird. Sie haben zu wenig Fahrt.» Regina versucht, die Mutter zu beruhigen, trotzdem sie selbst voller Angst kaum atmen kann: «Sie können nicht mit voller Kraft vorbeifahren und beide über Bord nehmen. Möge ihnen der heilige Petrus beistehen und alle Nothelfer. Die Frau weiss vielleicht nicht, wie man Luft holen muss, hat schon zu viel Wasser geschluckt und den Sinn verloren.»

«Jetzt wirft Theo den Ring, legt sich in den Bug, lehnt hinaus. Wenn man nur besser sehen könnte. Der See ist so dunkel. Der

schwarze Kopf kommt wieder hoch. Aber die Frau ist verloren, nirgends zu sehen. Schau das Boot dreht sich, schlägt um. Jetzt ist der Mann auch weg und Vater fährt davon. Ob er die Frau sucht?» «Er muss doch wieder in Fahrt kommen, kann doch nicht steuerlos mittanzen», ruft Regina und klammert sich an die Mutter.

Die Stösse des Sturmes stürzen sich noch wilder in die aufgewühlten Fluten. Das Heulen und Brausen wird stärker. Die Balken im

nicht gut sehen. Das Boot hat sich gedreht. Schau, sie kommen in Fahrt. Das ist nicht der Wind, der sie treibt.»

Tatsächlich, sie drehen gegen den Sturm, das Wasser spritzt am Bug auf und wird weggefegt. Sie wenden in weitem Bogen. «Vielleicht fahren sie hinüber in die Bucht, weil sie hier nicht an Land kommen können. Wenn nur Heinrich diesen Sturm übersteht. Dann will ich jeden Tag Gott auf den Knien danken.» Sie sehen, wie das Boot gegen den



Zwei Holzer tragen das bachnasse Fräulein ins Haus hinauf.

Haus ächzen, Türen schlagen zu. Ein Fenster klirrt und scheppert. Regina eilt hinaus, rennt die Stiege hinauf und ruft: «Grossmutter, Grossmutter, bleib in deiner Kammer, die Türe kann dich erschlagen.»

Wie sie wieder zurückkommt, sieht sie, wie Theo mit dem Haken nach dem Boot angelt. «Lass doch das Boot», schreit sie, «bring den Vater zurück! Mutter, jetzt sind sie noch weiter vom Ufer weg. Ich höre den Motor nicht mehr. Sie haben zu viel Wasser im Boot. Der Motor streikt. Warum kommt kein Nauen vom Dorf her?» Frau Simone ist jetzt ruhiger und sagt: «Sie haben etwas über Bord genommen, eines Menschen Leib. Ich konnte

Wind kämpft, seine Fahrt beschleunigt, seeauf hinter den Bäumen des Waldes verschwindet. Dann tritt Frau Simone vom Fenster zurück, an dessen Riegel sie sich festgeklammert und setzt sich auf einen Stuhl. «Barmherziger Gott, wen bringt er wohl zurück? Ich kann nicht mehr. Regina, geh, kümmere dich um Glühwein und Kleider.»

Da sie nach einer Weile ihre Augen wieder öffnet, sieht sie den Bug des Motorbootes hinter den Bäumen des Uferwaldes wieder auftauchen. «Fürwahr, sie kommen. Sie wagen es, hier einzufahren!»



### **Von einem klappernden Kiefer, von gwunderigen Leuten und dem alten Bundesbrief.**

Leute sind genug am Ufer, um dem zarten Fräulein auf die Mauer zu helfen. Zwei Holzer tragen das bachnasse Mädchen, dem die Kleider am Körper kleben, dessen Haare wie Flachs am Gesicht liegen, mit Vergnügen ins Haus hinauf. «Heinrich, was hast du herausgefischt», schreit Kari ins Boot. Seinen Tschopen kann er kaum zusammenhalten, und die Hosen flattern ihm um die Beine. «Studenten», ruft Theo, der die Seile um die Pfosten knüpft, «junges Gemüse.» Jetzt wird der Mann, der mit einer klaffenden Wunde an der Stirne auf dem Bootsboden liegt, durch diese Worte plötzlich lebendig, krottet auf die Knie, hält sich am Bord, richtet sich auf und geht wankend auf den Bootssteg zu. Er will mit eigener Kraft an Land gehen, wenn er schon nur mit einem Auge sehen kann, weil ihm das Blut von der Stirne rinnt. Heinrich kommt und hält ihn, bis er festen Stand hat, wendet sich um und ruft: «Komm Theo, die Herren Zuschauer schöpfen uns das Boot schon aus, lauter starke Männer und schön trocken. Wir gehen an den Schärmen!»

Noch einmal prüft Theo die verschlungenen Knoten, dann grüsst er die Leute und geht dem Vater nach.

Unterdessen hat Regina das Fräulein in Empfang genommen. Da wird nicht lange gefragt, woher und wohin. Sie wird ausgezogen und längelang in Reginas Bett gelegt, mit warmen Tüchern tüchtig gerieben, wird von oben bis unten gemustert, ob die Schrammen und Beulen ärztliche Behandlung nötig haben. Wärmeflaschen werden eingebettet, Leintuch, Woldecke und Federbett aufgelegt und eine Tasse Glühwein an den Mund geführt, ein Frottiertuch um den Kopf, dann erst wird gefragt: «So, und wie gehts jetzt?» Und da dem Fräulein der Kiefer klappert, «zwei Stunden wird jetzt nicht gemuckst. Ich komme wieder. Wenn es nicht gut geht, dann klopfen Sie mit diesem Stock auf den Boden.» Mit diesen Worten geht Regina aus der Kammer, dreht sich in der Türe nochmals um und sagt freundlich und lieb: «Gott sei Dank und gute Besserung.» Auch sie stammelt einen herzlichen Dank und verdreht die blauen Augen, dann bleibt sie allein, hört nur

die Schritte im Haus, und das Murmeln aus der Wirtsstube.

«Wer ist das», fragt die Mutter im Gang ihre Tochter. «Keine Ahnung, ist noch stocksteif vom Frieren und die Angst steckt ihr tief in den Knochen», gibt Regina Bescheid. «Du, der junge Mann, der bei ihr im Boot war», flüstert die Mutter, «der ist doch hier aus dem Dorf, dem Ambros, dem Schuhmacher sein Sohn, der in Zürich studiert. Ich meine, wenn einer am See aufgewachsen ist, sollte er doch wissen, wann er an Land rudern soll.» Regina hält einen Augenblick inne, dann sagt sie schnippisch: «Vielleicht ist er verliebt, hat der Angebetenen seinen Mut und seine Kraft zeigen wollen. Ist auch begreiflich, ist ein hübsches Ding. Nur nach meinem Geschmack eher zu dünn.»

Besser gepolstert und mit kräftigen Muskeln garniert ist der Ruderer. Lässt sich nicht unter die Decke mustern, sitzt in Theos Zimmer auf dem Bettrand, die Hand an der verbundenen Stirne in einem Trainingsanzug, den der Koch aus dem Kasten genommen hat und meint: «Wenn die Heidi nicht seekrank geworden wäre, um alles in der Welt über den Bordrand kotzen musste, als ob das schon etwas ausgemacht hätte, so oder so. Dann hätte ich, bei Gott, den Kahn noch ans Ufer gebracht. Aber wenn sie natürlich plötzlich über den Rand lehnt ... und schon schlug das Wasser zu, und das Boot kippte. Ist nicht schlecht im Schwimmen, die Heidi. Ich musste unten durch, um das Boot auf der andern Seite zu halten. Wie ich sie dann einmal wieder gesehen habe, da hat sie blaue Lippen, wie ein zehnjähriger Herzfehler. Kannst dir denken, Theo, wie ich auf dich und euern Kreuzer gewartet habe. Und wie es dann soweit war, wie soll ich in eures Schiff kommen, hat die Nase ständig in den Lüften und schlägt dann wieder wie ein Eisenhammer ins Wasser. Also, wie dein Vater das macht. Ist doch ein Sturm, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Wie er in dem Hexenkessel herangekommen ist, langsam und doch noch Gewalt im Steuer. Das werde ich meiner Lebtag nie vergessen. Ehrlich zugegeben, ich habe bis zum letzten Augenblick nicht glauben können, dass wir da heraus und ins Schiff kommen. Hast die Heidi aber auch schön an den Haaren gepackt, Theo, und herausgezogen, wie einen Hecht.»

«Du, mach dich der Glühwein so redselig», fragt Theo, «schon recht, wenn du dich erwärmst. Aber du musst daran denken, kannst nicht stockhagelvoll zum Doktor, musst dir heute noch die Stirne nähen lassen.» Herbert winkt mit der Hand ab: «Ist nicht so wichtig, vielleicht näht dies mein Vater mit einem Pfriem. Überhaupt, lieber mit einer krummen Narbe herumspazieren, als von den Fischen beschnuppert werden in vierhundert Meter Tiefe. Ist ganz recht, wenn ich jedesmal an dich und deinen Vater denken muss, wenn ich an die Stirne greife, zu wissen, dass ich euch mein Leben verdanke. Jesses, wenn das meine Tante wüsste, die mir so viel Geld für meine Studien gegeben hat und die Mutter. Vom Vater will ich gar nicht reden. Wenn ich in seine Bude komme, haut er mir mit dem Sohlenhammer einen zweiten Flick weg.»

Die Türe geht auf. Frau Simone kommt herein und ruft zum Essen. Wenn er schon nicht ins Bett will, wo er hingehört, dann soll er wenigstens etwas Währschafes in den Magen bekommen. Das Fräulein Freundin wird im Bett verpflegt, sobald sie die Zähne auseinanderbringt. «Grossartig», sagt Herbert begeistert, «also Theo, du hast eine Mutter, ein Juwel, kommt genau im rechten Moment, da mich die Kräfte verlassen. Theos Kleid ist mir eher zu lang, darf ich trotzdem unter die Leute.»

Und ob er unter die Leute kommt. Die Wirtsstube ist voll. Überall vom Berg sind Bauern da und nicht wenige Weibslente. Sie haben die kühne Fahrt Heinrichs gesehen und wollen nun dem tapferen Retter die Hand schütteln, von ihren Ängsten berichten und auch genau in Augenschein nehmen, wer aus diesem Sturm an Land gebracht wurde. «Ja natürlich, dem Brosi sein Herbert», ruft ein Schnauzbärtiger, dem die Brissago schief aus dem Mund ragt, «statt dass er fleissig studiert, und wir bald einen guten, starken Vehtokter bekommen, gondelt er auf dem See herum mit einem so zarten Fräulein.» Und ein anderer kommt herzu, klopft Herbert auf die Schulter und sagt: «Hast sie noch gut an der Stange gehabt, die Jungfer. Ich habe mit dem Feldstecher hinunter geschaut, so gut, wie der Blast auf dem See das zugelassen hat. Mir wäre die glatt abgerutscht, aus und vorbei.»

Was vor kurzer Zeit noch bittere Not und schrecklicher Kampf ums Leben war, wird nun zum Fest. Eine übermütige Stimmung kommt auf. Frau Simone muss Herberts Teller ins Sali hinüber tragen und ihn aus der Enge der Männer, die ihm näher rücken, ihn beschwatzen und ausfragen, befreien, sonst käme er nicht zu einem rechten Mahl. Dort stellt ihm Regina ein Bouquet Astern auf den Tisch und sagt: «Die Blumen können Sie dann Ihrer Freundin mitgeben, wenn sie aufgefroren und wieder bekleidet ist.» «Herzlichen Dank, Regina», sagt der überraschte junge Mann, «aber wie kommst denn du dazu, mir Sie zu sagen, ich habe dich doch noch in der Schule gesehen, du warst in der ersten Klasse und ich in der dritten Sek.» «Man weiss ja nie», spricht Regina, «bei den studierten Herren, die habens meist hoch im Kopf.» «Und wenn dein Vater und dein Bruder nicht so verdammt seetüchtig wären und nicht so hilfsbereit, dann läge jetzt der studierte Kopf im Wasser und mausetot», lacht Herbert, «und ohne den Verband von deiner Mutter Hand würde mir das Blut auslaufen, auch kein sehr stolzes Aussehen. Übrigens, wenn ich fragen darf, was macht Heidi?» «So, Heidi heisst sie», sagt Regina, «sie erwacht langsam zum Leben, schwitzt und verlangt sehnsüchtig nach dir. Solltest du nicht ihren Eltern anrufen, damit sie nicht Angst haben.» «Ich glaube kaum», meint er, «die wohnen in Chur und haben keine Ahnung von dem Sturm auf unserem See. Sie ist in Zürich ziemlich alleinstehend.»

«Und du nimmst dich ihrer an», höhnt das Mädchen, «ja, gut versorgt, ist sie bei dir, wie wir heute gesehen haben. Da können die Eltern wirklich beruhigt sein.» «Studiert Philosophie und wird Gymnasiallehrerin», ergänzt Herbert, «steht kurz vor dem Examen. Jammerschade, wenn dein Vater nicht gekommen wäre.» Aus der Wirtsstube ist Frau Simones Stimme zu vernehmen, die energisch und bestimmt befiehlt: «Du kommst mir jetzt nicht in den Tabakrauch hinein. Hast ohnehin einen hartnäckigen Husten. Nach diesem Kampf auf Leben und Tod sollst du dich jetzt ausruhen und pflegen. Ich lasse das nicht zu!»

Vater Heinrichs heiserer Bass wehrt sich dagegen: «Lass gut sein, Mutter, ich bleibe nicht lange. Aber dem Herbert will ich doch

noch die Hand schütteln und in die Augen schauen, wie er dran ist», und schon steht er unter der Türe, streckt seine schwielige Hand Herbert entgegen. Der junge Mann ergreift sie mit beiden Händen und dankt ihm mit allen guten Worten, die er nur finden kann und fragt, wie er ihm diese Rettung vergelten könne. «Nichts da», sagt ruhig der breit-schulterige Hechtwirt, «von vergelten will ich nichts hören. An unserem See ist der Schwur der Eidgenossen zum Himmel aufgestiegen, wurde der erste Bundesbrief geschrieben und gesiegelt und darin steht, dass jeder dem Nächsten in seiner Not beistehen soll. Das haben wir im Haus immer so gehalten und ändern das nicht. Ich bin glücklich, dass du lebst. Hast ja noch fast das ganze Leben vor Dir. Machs gut, Herbert, jetzt geh ich und ruhe mich aus.»

### **Mit Schmähworten begrüsst und mit Wein bewirtet.**

Spät abends schritt Herbert mit blossen Füßen durch das Dorf, rechnete nach, was alles in seinem Tschopen im See versunken war, versuchte, die rechten Worte zu finden, um seine Sturmfahrt zu erklären. Er bemühte sich umsonst. Die Nachricht war ihm längst vorausgeeilt.

«Du bist doch immer noch der gleiche leichtsinnige Bub», begrüßte ihn die Mutter oben an der Stiege, «gehst schon so lange in die Schule und hast nichts hinzugelernt.» Wohl hatte Regina seine Kleider zum Trocknen aufgehängt und hatte sie noch mit dem Bügeleisen bearbeitet. Aber seine Hosen waren noch feucht. Bedächtig stieg er die Treppe hinauf, dieser Begrüssung entgegen und sagte: «Musst nicht schimpfen, Mutter. Ein nächstes Mal fahre ich nicht weiter als hundert Meter vom Ufer weg, auch bei blauem Himmel und schönstem Wetter. Ich habe die Nase voll.»

«Der Vater liegt im Bett, hat sich fürchterlich aufgeregt», berichtete die Mutter und schaute ihn im trüben Schein der Lampe von den Füßen angefangen bis zu seinen verstrubbelten Haaren an. «Ist das alles, was du noch heimbringst?» «Die Jacke, das Geld, die Briefftasche mit allen meinen Terminen und Notizen, sie liegen auf dem Seegrund» sprach er mit betrübter Miene, «Heidi liegt im <Hecht> und schwitzt. Aber ich bin doch

wenigstens noch da, Mutter.» Sie ging vor ihm her in die Stube und sagte weinerlich: «Ja, eigentlich müssen wir ja Gott danken für diese glückliche Rettung, und dem Hechtwirt. Aber einen Zorn habe ich doch auf dich. Haben sie mit teurem Geld die vielen Sturmwarnlichter eingerichtet, aber unser Sohngondelt gemütlich drauf los. Er muss nicht gewarnt werden. Er weiss alles besser. Er vergnügt sich mit seinem Fräulein, bis ihn das Wasser verschluckt.»

Immer noch steht Herbert mitten in der kleinen Stube, schaut den Wänden nach, sieht die Bilder, die krummen Stühle, den abgewetzten Tisch, das Kanapee, dessen Überzug dort, wo der Vater meistens sitzt, durchgeschauert ist und den unebenen Boden, der immer glänzt. «Mutter», beginnt er zu reden, «mir ist, als ob mir alles dies wieder neue geschenkt worden sei. Ich bin so glücklich, dass ich noch lebe, bei euch sein kann, hier daheim.»

Im langen Nachthemd, ein rotes Tuch um den Hals gebunden, kommt der Vater aus der Kammertüre, schaut über die Ränder seiner Brille hinaus, zupft an seinem schütterten Bart und lacht. «Und ich erst, wie ich deine Stimme gehört habe. Wie bin ich froh, dass du lebst, leibhaftig vor mir stehst. Ich habe nicht geschlafen. Kein Auge ich zugemacht. Bin nur vor den Leuten davon, die ins Haus gekommen sind. Was haben die nicht alles berichtet, du habest den Brustkorb eingedrückt, den Rücken gebrochen. Habe kein Wort geglaubt. Zeig, was hast du unter deiner Stirnbinde.»

«Ist nicht schlimm», meinte Herbert, «zuerst habe ich gemeint, du solltest dies mir mit deiner Ledernadel zunähen, dann bin ich doch auf dem Heimweg beim Doktor vorbei. Der hat den Hick unterirdisch, kosmetisch verstichelt, hat mir versichert, ich könne spätestens an meinem Hochzeitstag mit blanker Stirne vor den Altar stehen.»

Vater setzte sich an sein gewohntes Plätzchen. Möglichst nahe zu Herbert rutschte die Mutter auf die Eckbank. Dann prasselten die Fragen auf den Sohn herein, er musste den Hergang und Verlauf bis in alle Einzelheiten erklären. «Ihr glaubt nicht, wie stark der Hechtwirt ist und was für ein tollkühner Kerl. Hat mich am Hosengurt erwischt und mit einem Schlungg über Bord genommen,

just bevor die Welle das Boot wieder hochgerissen hat. Ich bin wie ein Mehlsack auf die Heidi geplatscht.» Jetzt erst merkte der Vater, dass es ordentlich kühl war in der Stube, und sein Nachthemd nicht die richtige Bekleidung für einen längeren Bericht. Er suchte seine Hosen und den Lismer, wollte sich aber kein Wort von dem entgehen lassen, was nun von Heidi zu berichten war.

«Wie kommst du überhaupt dazu, mit diesem Fräulein auf den See zu fahren», frug die Mutter, «sagst uns kein Wort, und fremde Leute müssen uns berichten, der Herr Sohn sei mit einem Schätzchen in Seenot.» Also musste Herbert wieder von vorne beginnen: «Heidi und ich treffen uns meist zum Essen am gleichen Tisch. Hat nur ihr Studium im Kopf, kommt nie an die frische Luft, ist bleich und will möglichst bald ihren Abschluss machen. Ich habe ihr schon oft gesagt, wenn du so weitermachst, dann kannst du nur in einem Sanatorium landen. Ihre Eltern wohnen in Chur hübsch ob dem Reberg. In der Stinkluft von Zürich wird sie krank. Ich habe ihr schon oft gesagt, sie soll mit mir morgens früh einen Waldlauf machen. Aber dann studiert sie wieder bis Mitternacht und am Morgen kriecht sie nicht aus dem Bett. Auf den See möchte sie. Immer wieder hat sie gefragt, ob ich nicht mit ihr eine Bootsfahrt machen wolle. So hab ich halt endlich den Xaveri gefragt, ob er mir für einen Nachmittag sein Ruderschiffli gebe, bin mit ihr hergefahren und in See gestochen. Ich glaube aber, sie hat an dem einen Mal genug. Ob sie morgen heimfahren kann, weiss ich nicht. Ich werde dann zum <Hecht> hingehen und fragen, wie es ihr geht. Regina hat sie in ihr Bett und zum Schlafen gebracht. Die liegt jetzt dort, auch ohne Geld und Schlüssel. Ihre Handtasche ist natürlich beim Umkippen des Bootes pfeilgrad hinunter.»

«Von der Blasmusik habe ich zum Geburtstag einige Flaschen Rotwein bekommen», sagte der Vater mit erhobenem Finger, «was meinst, Mutter, so ganz ohne Nass, sollten wir heute nicht ins Bett gehen!» «Also, da mache ich mit», erklärte die Mutter, «aber du gehst mir nicht mit blossen Füßen in den Keller», schon sprang sie auf und huschte die Stiege hinab. Mit einem verschmitzten Lächeln sprach der Ambros: «Die

kann lange suchen. Ich habe ihn versteckt. Den Wein findet sie nicht, er ist zu gut. Sie ist imstand und braucht ihn zum Kochen, wenn sie kein Geld hat.»

Nach wenigen Augenblicken kam, zum grossen Erstaunen, die Flasche Rotwein samt Gläser auf den Tisch und wurde trotz der späten Stunde bis auf den letzten Tropfen in festlicher Stimmung genossen.

### **Ein Verhör mit Sirup.**

Da am andern Morgen Herbert auf seinem Velo durch den Wald fuhr, und den <Hecht> in den Blick bekam, staunte er nicht wenig. Auf dem Parkplatz stand ein Polizeiwagen mit Rot- und Blaulicht. Uniformierte strichen um das Haus herum. Zwischen den Büschen am Eingang stand die Grossmutter und nahm ihn mit den Worten in Empfang: «Du, Herbert, du bist an allem schuld. Wenn du nicht solche Sparenzen gemacht hättest, wären nicht alle Leute aus dem Haus und hätten den Kopf verloren.» Verwundert fragte Herbert: «Was ist denn geschehen? Woran bin ich schuld?» «Eben, davon red ich doch», schimpfte die alte Frau, «weil alle am See unten waren, oder aus den Fenstern gestarrt haben, wurde uns der silberne Petrus gestohlen. Jetzt kommt dann gewiss Unglück über unser Haus.»

«Was ist das, der silberne Petrus?» frug er. «Tu jetzt nicht so», fuhr die Grossmutter zornig fort, «das Erbstück, das grosse Kunstwerk ist uns gestern abhanden gekommen. Das muss geschehen sein während der Zeit, da dich Heinrich aus dem Wasser gezogen hat. Sonst habe ich immer auf jeden Tritt gelauscht. Aber du bist ja gewiss noch nie in unserer Stube oben gewesen, bist überhaupt nie zu uns in die Wirtschaft gekommen und auch dein Vater nicht.»

Mehr als der gestohlene Petrus interessierte den jungen Mann das Fräulein, das mit ihm aus dem Sturm gerettet worden war. Er wollte nach ihr fragen. Aber die Grossmutter lief ihm davon und aufgeregt den Polizisten nach. Er schlich in die Küche und suchte dort nach Auskunft. Alles hübsch aufgeräumt, aber kein Mensch weit und breit. Die Treppe heraufkommend, sah er Frau Simone in einer Türe verschwinden, Aufregung im ganzen Haus! In der Wirtsstube fand er Regina beim Gläserspülen und fragte sie nach dem Fräu-

lein. «Sie liegt immer noch in meinem Bett, hat Fieber. Ihre Wangen glühen wie ein Bügeleisen», gab das Mädchen Bescheid, «wenn du meinst, du musst unbedingt zu ihr, kann ich dich hinaufführen.» Der spitze Ton in ihrer Stimme liess ihn aufhorchen. «Was heisst unbedingt? Ich möchte nur wissen, wie es ihr geht», meinte Herbert, «schliesslich bin ich doch für sie verantwortlich. Offen gestanden, habe ich ein verdammt schlechtes Gewissen, weil ich nicht rechtzeitig auf das Land zu gerudert habe.»

«Also, wenn es nur darum geht, dein Gewissen kann ich beruhigen. Sie will keinen Arzt. Wahrscheinlich schläft sie», sagte Regina freundlicher, «ich habe ihr Tee gebracht, musste sie wecken. Ist wohl erkältet und kann den Schock nicht überwinden.»

Darauf erkundigte sich der junge Mann, warum denn die Polizei da sei und fragte, ob er ein Gläschen Wermut haben könne. Flink brachte das Mädchen Flasche und Gläschen, schenkte ein und begann zu berichten, dass die silberne Figur wahrscheinlich während der Sturmfahrt gestohlen worden sei. Der Dieb sei wohl, da sich alle in solcher Aufregung befanden, hinaufgestiegen und entkommen, ohne gehindert zu werden. Nur Iwan sei ihm in die Beine gelaufen. Der Bub habe vor Angst um Theo und den Vater schleunigst auf das Hüsi rennen müssen. Aber wie könne man sich schon auf das Geplapper eines Fünfjährigen verlassen.

Während diesem Gespräch kam ein Polizeimann in die Wirtsstube und zog den so verängstigten Iwan hinter sich her, setzte ihn auf einen Stuhl neben sich und fragte gutmütig und freundlich: «So, Iwan, wie hat der Mann ausgesehen, den du aus dem Haus kommen sahst?» Der Bub schaute auf den Boden auf seine Hände und schwieg. Der Polizist musste seine Frage wiederholen, anders formulieren und versuchen, das Vertrauen des Kleinen zu gewinnen. Endlich sah Iwan auf und rief laut: «Er hatte Turnschuhe an, gelbbraune.»

Regina wollte dem mühsamen Verhör nicht länger zuhören, trat zum Tisch hinüber, nahm Iwan auf die Schoss und strich ihm über die Haare. «Du hast doch gesagt, er habe ein schmales Schnäuzli, eine Brille und neben der Nase eine schwarze Warze, stimmt das?» Iwan nickte. «Magst du einen Sirup,

Iwan?» «Au, ja gern», rief er freudig. Er durfte sich selber Sprudelwasser einschenken. Kaum hatte er ein wenig getrunken, begann er zu erzählen, wo und wann er ihn getroffen habe, dass er ein Tuch am Arm und eine Mappe getragen, aber kein Wort zu ihm gesagt habe. Er sei dann an ihm vorbei. Er habe ihm nicht nachschauen können, weil er sehr pressant gehabt habe. Auf die Fragen des Polizeimannes gab er nur ungerne Bescheid, aber mit Regina plauderte er munter. So beschränkte sich der gestrenge Polizist darauf, möglichst Brauchbares in sein Notizbuch zu schreiben. Mit Wonne schaute und hörte Herbert diesem Reden zu und sah wohl, wie der Bub das zärtliche Streicheln und die freundlichen Worte Reginas genoss.

Plötzlich sprang die Türe auf. Eine schlanke, hochaufgerichtete Frau trat energisch herein und befahl: «Iwan, komm sofort mit mir!» Iwan kuschelte sich eng an das Mädchen an und wehrte sich, da seine Mutter ihn beim Arm anfassen wollte. Mit zorniger Stimme herrschte sie ihn an: «Iwan, wem hast du zu gehorchen, mir oder den Leuten da?» Der Bub rutschte flink zu Boden, kroch unter den Tisch und wollte abschleichen. Der Polizist verwehrte ihm den Weg, nahm ihn bei der Hand und sagte: «Frau Direktor, wir haben hier einen Untersuch vorzunehmen. Ihr kleiner Sohn kann uns vielleicht einen wertvollen Hinweis geben. Gestatten Sie, mein Name ist Baumann.» Derweil machte Iwan einen neuen Versuch davonzukommen. Blitzschnell lief ihm die Mutter nach, riss ihn zurück und stampfte mit dem Fuss: «Wenn Sie ihn ausfragen wollen, dann bitte in meinem Haus und in meiner Gegenwart, aber nicht hier in dieser Wirtschaft!» Fasste den Bub unter den Armen, hob ihn, der sich mit Händen und Füßen wehrte, auf und trug ihn hinaus.

«Lassen Sie ihn gehen», sagte Regina gelassen, «in wenigen Minuten ist er wieder da, und sonst schadet es auch nichts. Er weiss nicht mehr, hätte schon bald angefangen zu fantasieren.» «Warum nur macht sie eine solche Szene», frug der erstaunte Mann. «Oh je», seufzte Regina, erhob sich und trat zum Büffet hinüber, «sie befürchtet ständig, wir reden hier von ihr. Derweil sind wir froh, wenn wir von ihr nichts hören. Nicht alles ist erfreulich.»

«Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe, Fräulein Regina», verabschiedete sich der Beamte und ging hinaus. «Mit einem schmalen Schnäuzli und einer Warze neben der Nase», begann Herbert zu reden, «einen solchen Mann habe ich schon irgendwo gesehen. Wenn ich nur wüsste ...» «Sag das nur der Grossmutter nicht, dass du einen solchen kennst. Sie lässt dich nicht mehr fort, bis sie dein Gedächtnis durch die Mangel getrieben hat.» Herbert hackte sofort ein: «Hast du Angst, ich bleibe zu lange hier?» «Nicht gerade das», sprach das Mädchen in leichtem Ton, «aber du könntest deinen Besuch bei deinem Fräulein versäumen. Sie wird sich gar arg nach dir sehnen. Ich will einmal schauen, ob sie besuchsfähig ist.» Mit diesen Worten verliess das Mädchen die Wirtsstube. Herbert blieb vor seinem längst geleerten Gläschen sitzen, schaute auf den See hinaus, der jetzt friedlich und blau im Kreis der Berge und waldigen Ufer lag, so lieblich, als ob er nie mehr ins Toben käme.

Er hörte Schritte näher kommen, nicht leichte, beschwingte Mädchenschritte, sah Florian eintreten, der in seiner Ledermontur auf ihn zu kam, an seinem Tisch Platz nahm und fragte: «Schon wieder da?» «Schon wieder oder immer noch» gab Herbert zurück, zog aus seiner Tasche Pfeife und Tabak hervor und begann zu stopfen. «Du willst wohl deinem Lebensretter danken», fuhr Florian fort, «und trinkst derweil seine Flaschen leer.» «Ich kann ihm nicht genug danken», sagte Herbert bescheiden. «Ist ja Gott versucht», begann Florian wieder, «wie du mit deiner Dulcinea mitten im See, bei dem grauisigen Wetter, gefuhrwerkt hast. Einsperren sollte man solche Leute, die andern das Leben in Gefahr bringen. Aber was soll man von einem Schuhnägeler anderes erwarten. Schuster, bleib bei deinem Leisten!» Die Hand auf dem Tisch ballte sich zur Faust. Die Adern an Herberts Hals schwellen an. Da öffnete sich die Türe und Regina rief: «Herbert komm jetzt!» Diese freundlichen und einladenden Worte verhinderten die harten Worte, die ihm auf der Zunge lagen und liessen Florian in Wut und Zweifeln zurück.

Eiligen Schrittes ging Regina voran, öffnete die Türe zu ihrem Zimmer und sagte: «Fräulein Heidi, ich bringe Besuch.» Heidis Kopf, wild verstrubbelt, blieb in den Kissen liegen.

Schweissperlen auf der Stirne, unruhige Hände auf der Decke, trockene Lippen und müde Augen und dann ein hastiges Reden: «Ich weiss nicht, was ich tun soll. Ich falle den Leuten zur Last und kann nicht aufstehen, schafft mich doch ins Spital. Ich kann auch in meinem Zimmer in Zürich warten, bis das Ärgste vorüber ist.» Langsam schritt Herbert auf das Bett zu, ergriff des Mädchens Handgelenk, als wollte er den Puls befühlen und fragte: «Bist du denn nicht gut versorgt hier?» «Nur zu gut», seufzte Heidi, «alle sind hilfsbereit. Frau Simone ist rührend, Vater Heinrich ist schon dreimal dagewesen, Fräulein Regina wacht über mich, als ob ich ihre Schwester wäre. Aber ich kann doch nicht länger so viele Dienste in Anspruch nehmen.»

«Regina, Regina, die Polizei!» erscholl Mutters Stimme. Das Mädchen verschwand lautlos aus dem Zimmer. Herbert zog einen Stuhl heran und unterbrich das Jammern: «Sei du froh und glücklich, dass du noch atmest, wenn auch etwas rasch. Hättest nirgends einen Ort finden können, wo du mit so viel Liebe aufgenommen würdest. Ich kann ja deinem Vater Bericht geben.» Aber sogleich wurde er unterbrochen. «Nur nicht dem Vater, der meint, ich sitze im Hörsaal oder studiere. Und die Mutter, die würde auf der langen Fahrt hierher verzweifeln und vergehen.» Ruhig sprach Herbert: «Dann wollen wir jetzt abwarten, ob die Zeitung einen Namen nennt, was kaum der Fall sein wird. Vielleicht kannst du in die Ferien heimreisen, ohne dass ein Mensch nur eine Ahnung hat. Später erzählst du dann deinen Kindern, wie sie es nicht machen sollen.» «Nein, also Spass kann ich jetzt nicht ertragen», protestierte die Kranke, «es muss einfach etwas geschehen. Ich kann diese guten Menschen nicht länger plagen. Ich höre ja, wie alle auf den Beinen sind, hinauf und hinab und ums Haus eilen müssen. Die Polizei ist da. Sag, kann man bestraft werden, wenn man nicht rechtzeitig an Land fährt?»

«Also bitte, mach einen Punkt», lachte Herbert, «diese Frage kann dir nur im Fieber auf die Lippen kommen. Sie sind übrigens sehr trocken. Nimm einen Schluck Tee und deinen Verstand zusammen. Man weiss ja bei studierten Frauenzimmern nie, ob sie ihn unter all dem Gelernten noch finden. Jetzt

bleibst du ruhig hier, vielleicht wäre es ratsam, aus Reginas Zimmer in ein Gastzimmer zu übersiedeln. Wenn nicht, freue dich an den schönen Möbeln und Bildern, was du hier siehst, gleich keineswegs deiner Dachbude in Zürich. Hast gute Luft. Bekommst eine feine Kost, sobald du einen Bissen schlucken magst. Theo kocht dir eine Suppe wie für den Grafen von Burgund, erstklassig. So gutes Essen bekommst du nicht einmal im Baur au Lac. Also ...» Tränen rannen ihr über die Wangen, da sie fragte: «Ja, meinst du,

Name ist Derungs. Ich möchte gerne meine Tochter besuchen.» Frau Hartmann grüsste freundlich, ging die paar Schritte zur nächsten Türe, klopfte, drückte auf die Türfalle und sagte mit Bedauern: «Da haben Sie Pech. Sie ist im Augenblick nicht da.» Herr Derungs erkundigte sich, wann sie vermutlich zurückkomme, ob eine Aussicht bestehe, wenn er in ihrem Zimmer warte. «Leider kann ich Ihnen nicht aufmachen. Sie hat den Schlüssel mitgenommen. Wissen Sie, sie besorgt ihr Zimmer allein. Wir sehen sie we-



«Also bitte, mach einen Punkt», sagte Herbert, «eine solche Frage kann dir nur im Fieber auf die Lippe kommen.»

darf ich einfach hier bleiben?»

Langsam stand er von seinem Stuhl auf, bot ihr die Hand und sagte: «Behüt dich Gott und gute Besserung. Ich komme wieder. Jetzt aber gehe ich hinunter und frage, ob du liegen bleiben darfst. Regina wird dir Bericht geben.»

### **Von durstigen Pflanzen und Zukunftsplänen.**

Zur gleichen Zeit stieg in Zürich in einem Haus an der Krähbühlstrasse ein Herr die Treppe hinauf und drückte auf die Klingel der Wohnungstüre im obersten Stock. Frau Hartmann öffnete und fragte nach dem Begehren. Der grosse, schlanke Mann nahm höflich den Hut vom Kopf und sprach: «Mein

nig.» Mit vielen Worten erklärte sie, wie Heidi jeden Abend hinter den Büchern sitze, kaum je Besuch bekomme, mittags auswärts esse und am Abend mit Früchten und Rohkost auskomme. Die buschigen Augenbrauen hoben und senkten sich, während Herr Derungs den Redestrom unterbrach: «Frau Hartmann, ich danke Ihnen für die Auskunft. Ich bin an einem Kongress drei Tage hier. Ich werde Ihnen anrufen und komme wieder.» Damit verabschiedete er sich und schritt würdig die Stiege hinab.

Anderntags kam Herr Derungs wieder zur Wohnung herauf, läutete aber nicht an der Wohnungstüre, sondern klopfte nebenan. Diesmal bekam er Antwort, hörte aber nicht die Stimme seiner Tochter. Ein kräftiger Bass

rief: «Herein!» Da er eintrat, bot sich ihm ein merkwürdiges Bild. Ein junger Mann stand mit einer Giesskanne in der Hand mitten im Zimmer, Schranktüren und Schubladen offen. Auf dem Bettüberwurf lag eine Windjacke, nachlässig hingeworfen und daneben ein offener Koffer, halb gefüllt mit Damenkleidern und -Wäsche. «Guten Tag, Sie wünschen?» fragte dieser. Etwas verduzt sprach Herr Derungs: «Bin ich hier richtig? Ich wollte meine Tochter Heidi besuchen.» Einen Augenblick starrten sich die beiden Männer an, der Junge mit offenem Blick, der ältere mit finsterner Miene und vom Treppensteigen noch etwas ausser Atem.

«Bitte nehmen Sie Platz», deutete der Junge auf den einzigen Stuhl, «Sie finden die Situation etwas komisch, nicht wahr? Ich auch. Ich soll dem Fräulein Kleider einpacken und auf die Post bringen und weiss kaum, was alles dazugehört. Noch viel weniger, wo sie das Zeug überall versteckt hat.» Herr Derungs lehnte sich in seinem Stuhl zurück, setzte seine autoritäre Miene auf und gab zu verstehen: «Wie kommen Sie dazu? Was soll das eigentlich? Ich muss Sie schon bitten, mir zu sagen, woher Sie sich das Recht herausnehmen, hier, in das Zimmer meiner Tochter eigenmächtig einzudringen.»

Während der junge Mann ein Papier suchte, dieses auf den Schreibtisch legte und sorgfältig die Giesskanne darauf stellte, sagte er: «Mein Name ist Herbert. Ich bin Student an der Uni, Veterinär. Und muss Ihnen gleich schon jetzt bekannt geben, dass durch Ihr Erscheinen die Sache sehr kompliziert wird. Ich muss Sie auch bitten, zur Schonung Ihrer Tochter, vorläufig von unserem Zusammentreffen kein Wort verlauten zu lassen.» Mit blitzenden Augen und voll Entrüstung rief Herr Derungs: «Das ist ja unerhört, eine Anmassung sondergleichen!» Herbert schob den Koffer auf dem Bett zur Seite, warf seine Jacke in die Ecke, setzte sich auf den Bettrand, schwieg eine Weile, als wollte er sich überlegen, ob er sich mit geschickten Ausreden aus der Klemme ziehen könne. Dann aber begegnete er dem zornigen Blick tapfer und sprach: «Ihre Tochter, Herr Derungs, ist erkältet, hat Fieber und ist auf dem besten Weg zur Genesung, braucht aber dringlich Kleider, weil ihr Rock zerrissen ist. Sie ist in bester Pflege in einem Haus am

Vierwaldstättersee. Und weil ich bei dem Missgeschick dabei war, hat sie mir den Schlüssel gegeben, ich soll ihr das Notwendige schicken. Dabei habe ich gesehen, dass ihre Blumen Wasser brauchen. Darum haben Sie mich erwischt, sonst wäre ich vielleicht schon wieder verschwunden gewesen.»

Herr Derungs, von Beruf Gymnasiallehrer in der ehrwürdigen Bischofsstadt Chur, war gewohnt, auf seine Fragen gründliche und ausführliche Antworten zu erhalten. Herbert musste also bis in alle Einzelheiten den Verlauf aller Ereignisse berichten, wurde immer wieder mit Fragen unterbrochen, musste zurückgreifen bis zu den ersten Begegnungen bei den gemeinsamen Mittagessen und bis zu seinem Abschied von Heidi in Reginas Zimmer. Während dieser ergiebigen Erzählung heiterte sich des gestrengen Professors Miene zusehends auf. «Leider kann ich jetzt nicht sogleich zu ihr hinfahren», erklärte Herr Derungs, «denn ich bin an das Programm des Kongresses gebunden. Kann ich Heidi telefonieren?» «Die Verbindung kann ohne Schwierigkeiten hergestellt werden, sie hat das Telefon im Zimmer», bemerkte Herbert, «aber ich würde Ihnen lieber abraten. Ein Schock ist schon zu viel für ihre zarte Konstitution.»

Während diesen Worten erhob sich Herbert, griff nach der Giesskanne und trat zu den Blumen am Fenster. «Und Sie», hörte er den Besucher sprechen, «haben Sie Zukunftspläne?» Eifrig bemüht, zwischen den Blättern hindurch der trockenen Erde in den Töpfen Wasser zufließen zu lassen, antwortete er: «Wenn ich mein Studium abgeschlossen habe, das dürfte nicht mehr all zu lange dauern, dann fahre ich nach Afrika. Ich habe jetzt schon ein Angebot vom Zürcher-Zoo als Tierarzt-Assistent. Ich will mich auf exotische Tiere spezialisieren.» «Für längere Zeit nach Afrika?» stellte Herr Derungs die Frage. «Zwei, drei Jahre oder vielleicht noch nach Südamerika», meinte Herbert. Dann schaute Herr Derungs erschrocken auf seine Uhr, erhob sich und nahm Abschied: «Leider muss ich mich beeilen. Ich danke Ihnen für alles, was Sie meiner Tochter geholfen haben. Herbert, ich überlasse es Ihnen, ob Sie ihr von unserer Begegnung berichten wollen. Ich werde vorläufig darüber schweigen. Auch meiner Frau sage ich davon kein Wort. Wenn



alles gut geht, werde ich sie vor dieser Aufregung verschonen.» Der Händedruck war kräftiger, als Herbert erwartet hatte. Und die letzten Worte wurden mit Wärme ausgesprochen.

### **Ein feines Essen für die Segler und eine Schweinswurst für Florian.**

Wie auch oft viele gemächliche Tage aufeinander folgten. Im Herbst, da die Berge mit Neuschnee auf den hohen Gipfeln, die Wälder in ihrem Prunkgewand um den See in klarer Luft eine herrliche Ansicht boten, fanden viele Gäste den Weg zum abgeschiedenen <Hecht> oder blies sie ein kühler Wind herzu, der die bunten Segel blähte.

Herren aus der Stadt mit Jollen und Jachten steuerten ihre Schiffe in den Hafen, kamen mit gutem Appetit, kannten die gute Küche, lobten die Speisen und rühmten den Wein, der im kühlen Keller des alten Gasthauses zu edler Reife gedieh. Eine muntere Gesellschaft, Damen und Herren, kam an einem Sonntag und füllte die Wirtsstube mit frohem Geplauder, während im Säli die Tische gedeckt wurden. Frau Simone kredenzte den Weisswein. Regina eilte beschwingten Schrittes zu den Tischen. Auch Vater Heinrich stellte sich an den Ausschank, um zu helfen. Ein Herr, dessen hervorragende Rundungen wenig sportliche Betätigung vermuten liessen, trat zu ihm hin und sagte: «Sie sind wohl der Patron. Ich bin der Vater von Alex, den Sie seinerzeit nicht heimfahren liessen. Meine Hochachtung!» Die beiden Männer schüttelten sich kräftig die Hand. «Wissen Sie», begann Heinrich, «der Bootshafen gehört zu meinem Besitz. Dort gilt auch mein Hausrecht, da muss Ordnung sein. Wenn einer Dummheiten machen will, nehme ich ihn am Ohr, auch wenn er Bundesrat ist.»

«Sie hätten ihm auch noch die Hosen ver-sohlen können auf meine Rechnung», lachte der Dicke, «unsereins ist für solche Turnübungen nicht mehr so recht geeignet. Ist wohl ziemlich kleinlaut zurückgekommen, he! Ich habe ihm gesagt, hast du das Boot schon heimlich auslaufen lassen, sollst du es auch wieder zurückholen.» «Mir schien es eher, es sei für ihn zuhause noch glimpflich abgelaufen», meinte Heinrich, «er hat ja dann auch noch Photographien gemacht und

mir Abzüge versprochen ...» «Margrith, Margrith» rief der umfängliche Herr über die Köpfe hinweg, «hast du die Bilder vom heiligen Petrus mitgenommen?» Und zu Heinrich gewandt, fuhr er fort: «Ja, der Junge war ja ganz besessen von der silbernen Figur, übrigens meine Frau auch, die möchte unbedingt diesen Patron sehen.»

Die Frau am Tisch nahm aus ihrer Handtasche einen Briefumschlag und brachte sieben verschiedene Aufnahmen, die das Kunstwerk von allen Seiten zeigten. Heinrich nahm sie in die Hand, ging mit ihnen ans Fenster, um sie genau zu betrachten.

Frau Simone kam herzu und Regina und schauten mit Wehmut auf die Bilder. «Ich danke Ihnen», sagte Heinrich, «zu unserem grossen Bedauern kann ich Ihnen das Original nicht mehr zeigen. – Der Heilige ist uns gestohlen worden. Nun haben wir doch wenigstens Bilder von ihm. Auch für die Polizei kann dies eine Hilfe sein.»

Nun wendete sich das Interesse und Gespräch diesem Diebstahl zu. Helle Entrüstung und hitzige Worte erfüllten den Raum. Sobald aber der Duft einer kräftigen Suppe in die Nasen stieg, beruhigte sich die Gemütsbewegung, und fanden die Gäste in kleinen Gruppen ihren Platz an den blumengeschmückten Tischen.

Zu einer frohen Tafel, zu feingewürzten Speisen und edlen Weinen gehört auch sorgfältige und aufmerksame Bedienung. Frau Simone in grossgeblumtem Kleid mit goldener Kette um den Hals und Fräulein Regina in weisser Schürze sorgten dafür. Die Mutter war eine Meisterin, die jeden Wunsch erspähte, sich elegant und anmutig zwischen den Tischen bewegte. Und Regina stand ihr nicht nach. Behenden Schrittes durcheilte sie die Wirtsstube, kam mit Platten und Zutaten und trug sie ins Säli. Die blonden Haare wippten, die Wangen erhitzt, war sie nicht eben erfreut, da sie plötzlich Florians Stimme hörte, der einen Zweier Roten bestellte und sich breitbeinig an den Tisch setzte. Mit einem kurzen Nicken eilte sie an ihm vorbei.

Da sie wiederkam, sagte er: «Renn doch nicht so. Ich habe Geduld, kann warten.» «Ich komm ja», rief sie zurück. Aber damit war sie schon wieder aus der Türe. Theo rollte einen Servierboy mit brennendem Feuer durch die Stube. Hinter ihm brachte Frau

Simone Dessertteller, dann erst fand Regina Zeit, ein Glas und den Wein vor Florian hinzustellen. «Zum Wohl, du siehst, wir haben Hochbetrieb», ohne auf seine Worte zu achten, hüpfte sie davon. Florians Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Teller wurden hinausgetragen und gefahren. Kannen, Kännchen und Tassen für den schwarzen Kaffee wanderten an seinen Augen vorbei. Der blaue Rauch von Zigaretten und Cigarren drang in die Wirtsstube. Und wieder brachte Frau Simone bauchige, verstaubte Flaschen und Gläser dazu. Lachende, helle Stimmen und derbe Witze vermochten den einsamen Gast nicht zu erheitern. Sein Glas war längst leer, da im Säli die Stühle gerückt wurden, die Gesellschaft aufzubrechen begann. Mit schönen Worten, mit Tuscheln und Danken, mit Loben und Rühmen Abschied nahmen und der Reihe nach vor seinen Augen vorbeidefiliierten. Dann erst vollzog sich die Begleitung zum Hafen, das Einsteigen und Segelrichten, Losbinden und Ausfahren, das Winken und Schwenken. Und wie sollte, endlich zurückgekommen, Regina Zeit finden, sich an Florians Tisch zu setzen, da doch aufgeräumt und abgetragen und überall Ordnung geschafft werden musste.

Zum grossen Ärger kamen noch Jasser und Fischer herein, wollten auch bedient sein, nahmen an Florians Tisch Platz, begannen mit Sticheln und Neckern. Kein Wunder, dass der junge Mann wieder und wieder einen Zweier bestellte und die leere Zigarrenschachtel wütend unter den Tisch warf. Jäger sind sich gewohnt zu warten, ihre Geduld ist trainiert und erprobt. Florian blieb auf seinem Stuhl, bis die Jasser zum Nachtessen heimgehen wollten, bis er wieder allein in der Stube sass. Allerdings hatte sich inzwischen sein Kopf gerötet und seine Laune verschlechtert.

Da Regina endlich in die Nähe kam, fragte er: «Hast du für mich auch noch eine Minute Zeit?» «Du hast ja auch eine Wirtschaft daheim», gab das Mädchen zurück, «du weisst ja, wie das geht. Jetzt muss ich aufräumen und das Nachtessen für uns auf-tischen.» «Und ich soll warten bis nachher, bis die Abendhökeler kommen», sagte er unwirsch. Regina setzte sich ihm gegenüber, legte die Arme auf den Tisch, schaute ihm in die Augen und sprach: «Wenn ich dir einen guten

Rat geben kann, Florian, sollst du jetzt etwas essen. In diesem Zustand darfst du nicht mit dem Wagen fahren.» «Du willst sagen, ich sei besoffen?» fauchte er sie an, «bring mir noch einen halben Liter oder zwei, dann kannst du zuschauen, wie ich den Bergweg hinaufsaue.» «Nicht einen Tropfen Wein, Florian, aber eine heisse Schweinswurst kannst du haben und ein Sprudelwasser, das spendier ich dir.»

Florian stützte seine Ellbogen auf, lehnte sich über den Tisch und begann mit verhaltener Wut zu reden: «Ich will nicht Wurst noch Brot und Wasser erst recht nicht. Du hast für alle Zeit, die über den See kommen, gute Worte und ein Lächeln für jeden. Ich kann den ganzen Tag blöd in der Ecke sitzen und warten. Ich wollte dich heute mitnehmen, hinauf ins Stockegg. Was ist daraus geworden? Bald kommt der Winter, für uns die gute Zeit, Skifahrer und Sportsleute, ein Tumult an jedem Sonnentag. Wir haben kein Personal, die Mutter ist krank, der Vater hat Schmerzen im Rücken.» «Und du gehst auf die Jagd», sagte Regina gelassen. Der junge Mann wurde bleich, suchte nach Worten und liess damit dem Mädchen Zeit, sich zu erheben und ruhig aus der Stube zu gehen.

### **Auf festlicher Nauenfahrt mit Musik und Gesang.**

Der Winter zog ins Land. Der See zeigte oft eine graue Fläche, blank wie eine Stahlplatte, dann wieder wurde er von bissigen Winden aufgewühlt. Weisser Schaum tanzte auf den Wellen, die dumpf und unermüdlich an die Mauern schlugen. Kahl standen die Bäume am Ufer. Der Sturm riss ihnen die kranken Äste aus den Kronen, fegte das dürre Laub ins Wasser.

Frau Simone konnte diese kalte Jahreszeit und das Fehlen der Gäste nur schwer ertragen, zumal ihre Tochter für Monate nach Italien verreist war und Theo aushilfsweise in der Stadt arbeitete. In diesen Wochen aber entwickelte die Grossmutter eine erstaunliche Tätigkeit. Sie war öfters in der Wirtsstube zu sehen, nahm sich der Gäste an und geisterte in der Küche herum, wollte für die ganze Familie kochen, ihren alten, währschaften Rezepten wieder Geltung verschaffen. Vater Heinrich wechselte sein Handwerk fast jeden Tag, wurde Schreiner, Maler, Mau-

rer und Dachdecker, bis ihm der Wind die Ziegel aus den Händen riss. Ihm war der Winter gerade recht, um alle Schäden auszubessern, das Haus wieder Schmuck und blank herzurichten.

Für ihn ging der Winter nur zu schnell vorbei, mussten doch noch alle Gartenstühle frisch gestrichen, der Platz für die Gäste unter den alten Kastanienbäumen ausgeebnet werden. Arbeit übergenug!

Mit den ersten warmen Frühlingstagen kam wieder Betrieb in den <Hecht>, kam auch Regina von Florenz zurück und parlier-

den letzten Strahlen der Abendsonne erfreuten Aug und Ohr. In froher Stimmung stiegen die uniformierten Mannen an Land, trippelten die Frauen über den schmalen Steg, kicherten die Ehrendamen, da sie von starken Armen gehalten und emporgehoben wurden. Eine frohe, bunte Gesellschaft, die über den Rasen und den bekiesten Weg auf das Haus zuschritten, wo ein währschaftes Abendessen und auch ein wohlverdienter Trunk ihrer wartete.

Vor dem Eintritt ins Haus gruppierte sich die Neunermusik zu einem lüpfigen Ländler.



Eine frohe Gesellschaft mit Ehrendamen kam auf das Haus zu.

te nun ganz nett in drei Sprachen.

An einem Sonntag im April kam der erste grosse Ansturm. Die Blasmusik hatte sich für ihr Jubiläum ein originelles Programm vorgenommen. Gegen Abend ein Konzert auf dem Dorfplatz, wobei die Frauen der Musikanten festlich gekleidet mit dabei waren. Dann einen flotten Marsch bis zur Schiffllände, Einstieg in den Nauen, eine musikalische Kreuzfahrt auf dem See dem Dorf entlang und weiter um die bewaldete Landzunge bis zum <Hecht>.

Die Einfahrt in den Hafen mit Pauken und Trompeten, die blitzenden Instrumente in

Wie staunte Regina, da sie dabei auch Herbert neben seinem Vater spielen sah. Der bunte Uniformrock schien ihm zu eng zu sein und die Mütze zu klein, aber die Töne und Triller aus seiner Klarinette stiegen trotzdem lustig in die Luft.

Allem voraus ein Bier für die trockenen Kehlen, ein Glas Weisswein für die Frauen und Töchter, um den Appetit und die Redelust anzuregen. Wenig Platz zwischen Tischen und Stühlen, wenig Luft in der niederen Stube, aber was kümmert das schon die Musikanten, wenn sich ein fröhliches Fest entfaltet, und der Duft einer zünftigen

Schlachtplatte aus der Küche steigt. Warme Teller stehen auf den Tischen. Grosse Schüsseln werden hereingetragen, jeder kann sich aus der dampfenden Suppe selbst herausfischen, was er sich vom Rind und Schwein, an Speck und Wurst am liebsten auf den Teller legt. Selbstverständlich sind viele Frauen bereit, ihren Hunger noch etwas zu zähmen, mitzuhelfen und herzuschleppen, damit ihre Männer recht bald zugreifen können.

Die Frau des Schumachers bindet ihrem Ambros die Serviette um den Hals. Nun liegt der graudurchwirkte, schütterere Bart recht dekorativ auf dem weissen Tuch, und die Zöpfe des Knotens ragen beidseits über den Uniformkragen hinaus. Welch vergnügliches Essen Arm an Arm, von allem übergenug vorhanden. Rotwein kommt auf den Tisch, hellschillernder Bündnerwein kitzelt auf der Zunge und macht die Frauen gesprächig, rötet die Gesichter bis zu den Haarwurzeln hinauf. Und schon wird das Dessert hergerichtet und bereitgestellt, Fruchtsalat mit einem hohen Schopf aus geschlagenem Rahm, so umfänglich, als ob noch diese Nacht alle Nähte der Uniformen platzen sollten.

Händeschüttelnd geht Heinrich von Tisch zu Tisch, um die Musikanten zu begrüßen. Ambros sagt ihm: «Was hättest du mit soviel Fleisch gemacht, wenn wir nicht gekommen wären. Du glaubst es nicht, aber beinahe wäre das ganze Fest ins Wasser gefallen, Edi, der zweite Klarinettist hat gestern das Bein gebrochen und liegt im Gips. Wenn ich nicht Herbert herbeigepfiffen hätte, er kam extra von Zürich, wäre das Konzert aufgefliegen, glatt geplatzt! Und was er kann, der Herbert, das wirst du jetzt hören!»

Tatsächlich, in der Ecke, beim alten schönen Buffet springt Herbert auf einen Stuhl. Ohne Noten spielt er lustige Tänze, die das Herz zum Lachen bringen und den Frauen in die Beine fahren. Rings um ihn wandern die weissen Hüte aus Schlagrahm zu den Tischen, steigen schon aus Pfeifen und Stumpen Räuchlein auf, sind frohe, heitere Gesichter zu sehen und auch kritische Blicke, die jeden Griff des Spielers verfolgen. Immer lustiger werden die Melodien. Sein Repertoire scheint unerschöpflich zu sein. Regina drängt sich an den behaglich lauschenden Frauen vorbei, setzt ein Gläschen vor Ambros hin, schenkt ihm einen alten Cognac ein und

sagt: «Das ist ein extrafeiner Schluck, zum Dank, dass Ihr das Fest gerettet und Euern Herbert habt kommen lassen.» «Prima», ruft Ambros, «Rettung gegen Rettung. Jetzt sind wir quitt.»

Der See bleibt ruhig. Der Abend ist mild. Einige Frauen suchen den Weg ins Freie, schlüpfen in ihre Mäntel, suchen sich einen Stuhl unter dem Dach der jungen Blätter. Die grosse Beleuchtung wird eingeschaltet, die den Platz weitem in hellen Tag verwandelt. Schon bilden einige Musikanten einen Kreis, spielt die Neunermusik zum Abschied ihre besten Stücke. Dann ertönt vom Nauen her das Nebelhorn, das Zeichen zur Abfahrt. Ohne Hast schlendern sie zum See hinab. Aus allen Büschen und Verstecken kommen sie her. Der Hornist kann sich heiser blasen, bis alle beisammen sind im Nauen, auf den bekränzten Bänken sitzen, der Maschinist endlich den Motor in Gang bringen kann. Tog, tog, tog fährt das Schiff aus dem Hafen, wendet und dreht gegen das Dorf zu. Rufen, Singen und Winken mit Fähnchen und Tüchern bis die dahingleitenden Lichter hinter den Bäumen des Waldes verschwinden. Auch der treubesorgte Ambros hat nicht bemerkt, dass sein Sohn zurückgeblieben ist.

Dieser steht, eine Schürze um die Uniformhose gebunden, in der Küche als Tellerwäscher. Dann trägt er Harassen mit leeren Flaschen in die alte Fischerhütte hinüber und greift zu, wo er helfen kann. «Warum bist du nicht mit den andern weggefahren», fragt Regina. «Weisst du», flüstert er geheimnisvoll, «Ihr habt so viel zu tun. Und ich, ich habe noch so viel Dank abzutragen, will jetzt jede Gelegenheit nutzen.» «Aber du musst doch morgen früh wieder in Zürich sein, hat mir deine Mutter gesagt.» «Mein Freund, der mich im Auto hergebracht hat», sagt Herbert, «wartet mir im Dorf. Wir sind bald in Zürich.» «Mir kanns recht sein», lacht Regina und hält das ausgeriebene Glas gegen das Licht.

Und wie sehr es ihr recht ist, das wird erst offenbar, da die Küche aufgeräumt, die Gebinde versorgt sind und Mutter im Bett liegt, der Vater seinen Kontrollgang bei den Booten im Hafen macht und schaut, dass alles gut belegt ist und kein Mast beim Schwanken den andern trifft. Theo sitzt vor seinem Glas Bier in der Stube.

Zu dieser Zeit sitzen Herbert und Regina an einem Tischchen im längst verdunkelten Garten. Ihre Worte werden so leise gesprochen, dass kein Mensch sie vernehmen kann. Auch nicht die Grossmutter, die noch in ihrem Zimmer herumgeistert. Worte, die schon in Briefen über den Gotthard nach Florenz oder von dort zurück nach Zürich gewandert sind. Von Sehnsucht, die während vielen Wochen immer stärker alles Sinnen gefangen nahm. Von Zuneigung, die ganz unvermutet das Herz ergriffen hat. Von Liebe, der keine Gewalt befehlen, kein vernünftiges Überlegen beikommen kann.

Sich wehren gegen die starken Arme des jungen Mannes, die, wenn auch zögernd und zärtlich, das Mädchen umschliessen. Ob es sich befreien und weggehen will? Sie wissen es nicht. Keine Worte, alle sind zu schwach, um zu beschreiben, wie ein Herz das andere findet, jeder Pulsschlag ein Jubel, jeder Atemzug ein Freudenstrom wird. Alles, was die Nacht verbirgt, ist vergessen und verloren und ist doch im Inhalt des zitternden Glücks enthalten. Alle guten Geister versammeln sich, um diese aufgebrochene Glückseligkeit zu behüten.

### **Blut auf dem Liebesbrief.**

Der Briefträger kam am andern Morgen mit der Post und reichte die Zeitung und die Briefschaften durch das Küchenfenster hinein. «He, Theo, sammelst du in letzter Zeit Briefmarken? Die Mamsell klebt dir immer so schöne Marken drauf.» «Nein, nicht dass ich wüsste» meinte Theo, nahm die Post ab und schaute auf den Briefumschlag, der obenauf lag. «Die sind dazu noch so hübsch gestempelt, sieht man selten und die sind neu», sagte der Briefträger und steckt den Kopf zum Fenster hinein, «jetzt kommen die Franzosen doch auch auf die Idee, neue Serien herauszugeben.» «Sammelst du», frug Theo, «wenn du willst, kannst du sie gleich mitnehmen.» Der Briefträger schaute mit begehrlchen Augen auf den blauen Brief. «Ja, wenn es dir nichts ausmacht. Ich hätte schon Freude daran. Weissst Theo, ich bringe dir dafür wieder und noch mehr solche Briefe.»

Theo griff nach dem Tranchiermesser und säbelte an dem Briefumschlag herum. Im

gleichen Augenblick ging die Küchentüre auf. Der Luftzug schlug das Fenster zu und just dabei noch an Theos Ellbogen. Das Messer glitt blitzschnell in Theos Hand und schon floss das Blut über die Marken und den Brief.

«Verflucht und zugenäht», rief der Briefträger, «warte, ich komme», und rannte um die Hausecke herum. Aber Regina, die eben eingetreten war, sprang herbei, besah sich die Wunde, griff nach einem sauberen Tuch und versuchte, das Blut zu stillen. «Theo, wenn du nicht sofort zum Arzt gehst, kannst du die halbe Hand und die vorderen Finger in den See werfen. Komm sofort hinauf und halte die Hand hoch. Mutter wird dir verbinden. Ich telefoniere geschwind und hole den Wagen.»

Ohne Marken und sehr geknickt schritt der Briefträger von dannen. Frau Simone nahm sich des Verletzten an, hörte, wie Regina dem Doktor telefonierte und wie sie hinauf und hinunter trabte, wie die Garagetüre aufgestossen wurde und der Wagen vorfuhr. «So ein Esel», schimpfte Theo, «drei Dutzend Messer liegen in der Küche. Ausgerechnet mit dem Tranchiermesser musste ich die Marken ausschneiden, ich Hornochse.» «Ist auch begreiflich», flüsterte die Mutter, indem sie geschickt den Verbandstoff umlegte, «wolltest eben, ohne eine Sekunde zu verlieren, mit Lesen anfangen. Unmöglich, eine Schublade aufzuziehen und eine Schere herauszunehmen. Damit wäre doch wertvolle Zeit verstrichen.»

Lächelnd hörte Theo den Worten seiner Mutter zu, wusste genau, wie gerne sie mehr von seinen Briefen erfahren würde. War froh, dass seine Schwester in die Stube stürmte und meldete, der Wagen sei bereit.

Auf der Fahrt ins Dorf erklärte das Mädchen: «Ich fahre dich vor das Doktorhaus, dann muss ich schnell zum Schuhmacher. Wenn ich nicht rechtzeitig zurückkomme, dann kommst du zu Fuss zu Ambros, falls du bis dann nicht zu viel Blut verloren hast.» Denn trotz der Aufregung über den Unfall hatte Regina nicht versäumt, zwei Pakete ins Auto zu legen.

Im Wartezimmer des Arztes sassen Menschen verschiedener Formate und beiderlei Geschlechts. Demnach musste sich Regina nicht allzu sehr beeilen.

Fröhlichen Angesichts trat sie bei Schuhmacher Ambros in die Werkstatt, legte das längliche Paket auf den Werkstisch, zog aus einer Tragtasche ihre Schuhe hervor und bat gar freundlich, der Meister möge sich dieser durchgetanzten Sohle annehmen. Dieser nahm die Schuhe in die Hand, besah sich den Schaden durch die Brille, die ihm tief auf der Nase sass und sagte: «Ist mir ein Vergnügen, Regina, diese wieder pickfein instand zu stellen. Weisst du, heutigentags werfen die jungen Mädchen ihre Schuhe schon beim ersten

wundervoll zu spielen versteht.» Ambros schaute über seine Brillengläser hinaus und schüttelte den Kopf. «Nein, das muss ihm einer versteckt haben», rief die Mutter, «sein Klarinett, das hütet er doch wie einen Herzkäfer. Das ist noch nie vorgekommen.» Dann begann sie ihren Sohn zu rühmen, wie er mit allem sorgfältig umgehe, überall peinlich Ordnung halte. Und Ambros sekundierte ihr mit seinem Lob: «Ich sage dir, Regina, der hätte ein Schuhmacher werden können, bis in die Stadt wäre er bekannt geworden, die



Das Mädchen bat den Schuhmacher, er möge sich dieser durchtanzten Sohlen annehmen.

Rümpfchen in den Bach und kaufen neue. Wenn nicht alle Schuhmacher ringsum ihre Bude zugemacht hätten, wäre ich schon längst Konkurs. Eine traurige Zeit für unseren Beruf. Aber schau, ich habe die Werkstatt voll. Auch du musst zwei Wochen warten, bis du wieder tanzen kannst.»

Mutter Anna kam herein, auch eine Werksturz umgebunden, setzte sich auf den niederen Hocker und nahm einen Schuh in die Hand. Das Mädchen griff nach dem Paket auf dem Tisch, nestelte die Schnur auf, tat geheimnisvoll und brachte ein Klarinett zum Vorschein. «Euer Herr Sohn hat uns gestern abend noch bis tief in die Nacht hinein geholfen und dann in der eiligen Abreise dieses edle Instrument vergessen, auf dem er so

feinen Damen wären zu ihm gekommen, scharenweise. Aber er hatte schon als Bub immer die Tiere im Kopf, Hasen, Katzen, Hunde, Meerschweinchen, sogar Schlangen hat er heimgebracht. Sind wir am Sonntag in den Wald gegangen, ist er vor einem Ameisenhaufen in die Knie gegangen und hocken geblieben. Wenn wir nach zwei Stunden zurückgekommen sind, war er immer noch da und ganz verzaubert. Wir hätten ihm ja das Studium nicht bezahlen können, wenn nicht Tante Lisbeth geholfen hätte. Die hat Geld, ist ihr Leben lang bei feinen Herrschaften im Ausland in Diensten gewesen und hat uns gepredigt, es wäre ein Verbrechen, dieses Talent verkümmern zu lassen.»

«Und jetzt, was haben wir davon», unterbrach die Mutter die schönen Worte ihres Mannes, «und jetzt, wenn er sein Studium abgeschlossen hat, geht er nach Afrika!» «Was», wie ein Pfeil schoss dieses Wort aus Reginas Mund hervor. «Jawohl, nach Afrika für viele Jahre», sagte die Mutter und nickte mit dem Kopf und betrübter Miene. «Er hat doch nur Tiger und Giraffen im Kopf. Komm einmal mit mir in sein Zimmer hinauf. Du kannst dann selber schauen, was er für Bilder an die Wände gehängt hat, Raubtiere und Geier, komm nur.»

Vier Treppen weit schlich das Mädchen hinter der Mutter nach, bis in den zweiten Stock hinauf, dann sah es die Wände mit gierigen Raubkatzen tapeziert, mit springenden Gazellen, Urwaldbäume mit Affen und Schlangen. Sah aber auch den Schreibtisch mit Büchern und wie jedes Ding am rechten Platz, seine Schriften und Hefte wohl geordnet waren. Eigenartig die Atmosphäre dieses Raumes, den Tisch vor dem Fenster, das Bett unter der Neigung des Daches. Sonderbar, dass es plötzlich und ohne Zutun hier in diesem Zimmer stand und damit Einblick in Herberts Leben gewann.

Auf der Heimfahrt durch den Wald schien Theo in fröhlicher Stimmung, er, der Patient, heiter und redselig zu sein. Seine Schwester aber sass mit betrübter Miene hinter dem Steuer und sprach kaum ein Wort.

### **Von bösen Mäulern und zarten Lippen.**

Drei Tage stand Frau Simone am Herd. Drei Tage lungerte Theo mit seiner steif einbandagierten Hand im Haus herum, dann telephonierte er einem Kollegen. Drei Tage und Nächte sah Regina vor ihren Augen Bilder wilder Tiere aus Steppe und Urwald.

«Während dem Winter hätten wir den Anblick deiner Schmerzen ruhiger ertragen können», sagte Frau Simone nach dem Mittagessen. «Ich weiss, Mutter», meinte Theo gelassen, «ich will euch diese Belastung ersparen. Ich fahre morgen ins Ausland.» Grosses Staunen, Ach und Oh, nur Vater Heinrich blieb ruhig. «Hast recht, jetzt versäumst du nichts, und ich bekomme wieder einmal Gelegenheit, in der Küche zu stehen und nach meinem Geschmack zu würzen. Wenn ein Bundesrat kommt, dann serviere

ich ihm Piccata milanese mit Safranreis.» «Ach, könnte ich mit dir kommen», seufzte Regina. «Wo gehst du hin?» frug Frau Simone.

Geheimnisvoll und mit verschmitztem Lächeln sagte Theo: «Ich suche unsern heiligen Petrus. Die Polizei hat in der ganzen Schweiz und in halb Europa herumgefunkt, die Fotos versandt, berichtet uns immer wieder, was sie alles unternehmen. Jetzt will ich selbst auf die Suche gehen.» «Bist mit deiner geschienten Hand just sehr geeignet, Diebe einzufangen», schnödete Regina. «Nein, sag, wo du hinwillst und wie lange du fortbleibst», frug die Mutter energisch. Theo stand vom Stuhl auf, verneigte sich feierlich und verkündete: «Wenn ich meine Hand wieder gebrauchen kann, komme ich zurück, dann will ich euch erzählen, wo ich gewesen bin. Und jetzt gehe ich auf die Polizei.» Gemessenen Schrittes trat er aus der Stube und verschwand in seinem Zimmer.

Werweisen und raten, rätseln und vermuten wurde Heinrich bald zu langweilig, «Er hat recht, hat nichts zu versäumen und nur zuschauen ist ja nicht zum Aushalten, ich lege mich aufs Ohr.» Sobald er verschwunden war, begann Frau Simone zu sprechen: «Ich wette ein goldenes Armband gegen einen Kragenknopf, Theo geht nach Avignon. Seitdem die beiden Mädchen dagewesen sind, hat er sich gewaltig verändert. Ist ja auch zu begreifen. Hübsch ist sie, klug und kann die Augen verdrehen. Die vielen Briefe wären wohl auch nicht gekommen, wenn er nicht jedesmal zurückgeschrieben hätte. Ich kann nur nicht verstehen, warum er nie von ihr erzählt hat. Muss sie doch recht gut gekannt haben. Das habe ich sofort gesehen.» «Ja, weisst du Mutter», meinte Regina, «es ist nicht immer leicht, von einer grossen Liebe zu sprechen.» Frau Simone war zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um auf diese Worte zu hören und fuhr fort: «Wäre ja an der Zeit, sechsundzwanzig ist gerade recht. Aber wir brauchen Platz. Soll er als verheirateter Mann im Dorf wohnen und jeden Tag hin und herfahren, dann muss er bei Stossbetrieb seine Frau holen, und wer schaut dann zu den Kindern. Wenn nur die Grossmutter endlich einverstanden wäre, dann könnten wir das Spukzimmer ausräumen, ausbauen und zwei Gästezimmer dazunehmen. Dann

muss er auch nicht essen, was seine Frau kocht.» Schnell fliegen die Gedanken der Mütter und weit in die Zukunft. Aus einem Fädchen spinnen sie eine Schnur und flechten daraus ein weites Netz. Mit Vergnügen hörte Regina zu, wie die Mutter mit Begeisterung aus einer Vermutung die Gewissheit gewann, die Freuden der nächsten Monate genoss und die Zukunft zu ordnen begann.

Ihren Worten zu lauschen war angenehmer, als den vier Jassern zuzuhören, die am Abend in der Wirtsstube sassen und mit beissendem Spott über die Leute im Dorf herfielen, den Frauen die Frisur, den Männern den Bart zerzausten und keine Meinung gelten liessen. – Zwischen Stöck und Wiis kam Frau Direktor Brenner aufs Tabet, ihr jüngster Herrenbesuch, «so eine Art Künstlernatur, dünn wie ein Besenstil, der sich auf Kosten des Direktors den Hunger stillt und den Hosenbund ordentlich ausfüllen will. Ein verkanntes Genie, redet wie ein gebildeter Advokat und wenn man ihn auf den Kopf stellt, fällt kein Batzen aus seinen Taschen. Und wie sie jetzt mit dem neuen Wagen fährt, den Iwan neben sich. Ist ja nicht zu verantworten. Wenn sie zünftig bremsen muss, fliegt der Bub durch die Scheibe.» Dann wurde das neue Jagdgesetz durchgehächelt. «Die treiben es noch so weit, zuerst muss der Jäger dem Bock das Zeugnis vom bestandenen Jägerexamen an den Schwanz binden, bevor er auf ihn schiessen darf.» Solche Witzli erfinden sie jetzt auf dem Rathaus. «Du, Regi, dein Schatz wird jetzt auch Jägerexperte. Jeder, der noch nie beim Wildern erwischt worden ist, soll jetzt Examinator werden, am Mundwerk fehlt es ihm nicht.»

Das Mädchen achtete nicht auf ihr Reden, hatte andere Gedanken im Kopf und keine Lust, diesen Schimpfern zuzuhören. Der eine, mit der krummen Brissago im Mund, drehte sich auf seinem Stuhl um und rief: «Weisst, du, was der Flori letzte Woche im Ochsen zu seinen Kumpanen gesagt hat?» «Nein, das weiss ich nicht», gab Regina zurück «und will es auch nicht wissen.» «Du wirst aber Augen machen, wenn ich es dir sage, was für ein Himmelreich im Stockegg auf dich wartet. Er habe dich so gut wie im Sack, hat er plagiert. Er müsse dir nur noch ein paar Mucken aus dem Kopf vertreiben. – Das Herumreisen wolle er dir dann schon abge-

wöhnen und das zimperlich Tun.» Ein Gelächter brach aus, ein rohes, höhnisches Lachen. «Was sagst jetzt dazu? Das ist nicht gelogen. Zeugen genug haben zugehört.» Das Mädchen trat zu ihnen an den Tisch, stemmte die Fäuste in die Hüften. «Was ich dazu sage? Jägerlatein!»

Den Kopf erhoben und erhitzt schritt Regina aus der Stube. Sie wollte an die frische Luft, sagte der Mutter, sie gehe in den Wald, Bärlauch zu suchen und hüpfte mit einem Körbchen die Stiege hinab. Die Abendsonne stand wie eine grosse, rote Scheibe über den Zacken der Berge. Ein zarter Windhauch brachte die Blätter zum Spielen und kühlte des Mädchens Wangen. Ohne Hast schritt sie am Rand der Strasse auf die hohen Bäume des Waldes zu und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Stille umfing sie, da sie unter dem Blätterdach dahinschritt, bis ein widerliches Geknatter ertönte. «Auch das noch», sagte sie halblaut und wollte schon in das Gesträuch verschwinden, da das ratternde Motorrad auftauchte. Sie kannte Florians grellfarbiges Gefährt. Was aber auf sie zuschoss, war eine schwarze, furchterregende Maschine, die jäh gebremst wurde und beinahe ins Schleudern kam.

Was da unter dem Helm hervorkam, war das lachende Gesicht Herberts. «Der Helm ist mir zu klein und die Maschine zu gross. Ich habe sie von einem Freund ausgeliehen. Jetzt weiss ich, dass mich ein guter Engel hierhergezeuckelt hat.» Erstaunt fragt Regina: «Wo kommst du her, mitten in der Woche? Was ist geschehen?» «Lass mich zuerst dieses Ungetüm wegstellen, es stinkt», lacht er und kommt dann auf sie zu, beide Hände entgegenstreckend und mit strahlender Miene, «ich kann nicht mehr studieren, hat keinen Zweck, in den Hörsaal zu sitzen. Was der Professor vorträgt, geht wie ein Nebel an meinem Kopf vorbei. Da habe ich mir gedacht, ich gebe auf.» Erschrocken weicht das Mädchen zurück. «Was, du willst dein Studium aufgeben? Hast du den Verstand verloren?»

«Ich kann nicht mehr ruhig sitzen. Lese ich in den Büchern, dann legt sich dein Gesicht zwischen die Buchstaben und meine Augen. Will ich schreiben, bleibt der Stift mitten im Satz stehen, und meine Gedanken eilen zur Stadt hinaus, über Berg und Tal und See und



nisten sich im <Hecht>» ein. Ich denke, wenn ich nur eine Stunde bei dir sein kann, vielleicht heilt sich das ein wenig aus. Darum bin ich plötzlich auf und davon. Jetzt sehe ich, dass du mir entgegengekommen bist. Du bist ein Goldschatz, Regina.» «Und du bist ein unvernünftiger, unbeherrschter Knabe. Wegen einer Stunde rasest du von Zürich hierher, denk doch an die Ölkrise, an die Verschmutzung der Luft, das lohnt sich doch nicht, nur eine Stunde.» «Ja, wenn du meinst», sagt er überlegend, «ich kann auch länger bleiben. Die Krachkiste muss ich erst morgen früh zurückbringen.» Regina beachtet nicht, dass es im Wald schon dunkel wird und Bärlauch bei dieser Dimmernis schwer zu finden ist. Sie führt ihn immer weiter in das Dickicht hinein, vergisst die Jasser, das Nachtessen und dass die Mutter allein mit allem zurecht kommen muss. Sie finden auch einen gefällten Baumstamm zum Sitzen. Sie denkt auch nicht mehr an Afrika, sieht nicht mehr die wilden Tiere, sieht nur noch den lieben Menschen neben sich. Was ihr zu sehen das Dunkel nicht mehr erlaubt, das befühlt sie mit der Hand, seine verstrubbelten Haare, seine Wangen, legt ihren Arm auf die breiten Schultern und lehnt sich glücklich an. «Ich weiss, es ist dumm, dir das zu sagen», flüstert sie, «aber du hast mich verzaubert. Und wenn ich es verschweige, du siehst es ja doch.»

Die Ellbogen auf die Knie gestützt, auf die Blätter und Gräser schauend, die kaum mehr zu sehen sind, beginnt er zu reden: «Damals im Herbst, da mich dein Vater aus dem Wasser gezogen hat, ich war ja erfroren bis in die Seele, da habe ich deine Nähe als Quelle der Wärme und des wiedergewonnenen Lebens gefühlt. Du hättest mich nicht mit zehn Pferden in eine Kammer gebracht. Ich wollte bei dir sein. Ich sage dir, das habe ich noch nie erlebt, ein Zustrom von Kraft und Mut ist von dir ausgegangen. Zuerst habe ich geglaubt, dies sei so wegen der Schwäche und Erschöpfung und der ausgestandenen Angst. Dann, wieder in Zürich, da dein Bild, das Gefühl deiner Gegenwart nicht verblasst ist, mich immer begleitet hat, habe ich gedacht, es sei meine Dankbarkeit, aufrichtig und natürlich, bis es dann mit aller Gewalt über mich gekommen ist. Du warst so gut, mich zu verstehen, mich nicht wegzujagen, im Gar-

ten, da ich es dir nicht mit Worten sagen konnte.»

Wie ein Lied kamen diese Worte auf Regina zu, drangen in ihr Herz, in ihre Seele ein. Was konnte sie dazu sagen. Das Stillsein vermag viel mehr zu offenbaren und erst recht die Zärtlichkeit, das Anschmiegen und Küssen. Mitten im Dunkel des Waldes standen ihre Herzen in hellem Licht. Wind war aufgekommen. Die Wellen schlugen ans Ufer. Äste knarrten, Stämme ächzten, sie hörten es nicht. «Du bist meine Glückseligkeit», flüsterte er ihr ins Ohr. «Ich hab dich lieb, Herbert, von ganzem Herzen lieb.»

Erst da es in den Blättern über ihnen zu rauschen begann, schwere Tropfen herniederfielen, erwachten sie aus ihrer Traumwelt, gewahrten sie, dass sie wieder in eine andere Welt zurückkehren müssen. «Komm», sagte das Mädchen, «du wirst nass und musst den weiten Weg zurückfahren. Aber jetzt gehst du mir nicht fort. Komm mit mir heim und iss mit uns.» Zögernd stand er auf, schloss sie noch einmal in seine Arme, dann suchten sie den Weg zwischen den Stämmen und durch die dornigen Stauden. Das Mädchen dachte nicht daran, dass das Nachtessen längst vorbei und in der Küche schon alles sauber aufgeräumt war.

### **In Schrecken und Angst.**

Von einer weiten Reise kehrte Theo heim, ohne den heiligen Petrus, jedoch mit geheilter Hand, die er wieder zur Arbeit und zu fingerfertigen Kunststücken gebrauchen konnte. Er sprach nicht viel, sagte nur, dort wo er gewesen sei, falle weniger Regen und der Himmel sei herrlich blau. Nach und nach liess er aber doch soviel durchblicken, dass Regina seine Reiseroute ungefähr erahnen konnte. Der Vater bestürmte ihn nicht mit Fragen. Er war der Ansicht, er solle sich zuerst wieder eingewöhnen. Aber die Mutter vermochte ihre Neugierde nicht zu zähmen. Da er nach Feierabend auf sein Zimmer ging, schlich sie ihm nach, durchschüttelte seine Kissen, fuhr noch mit einem Staublappen den Gesimsen nach, setzte sich in den bequemen Stuhl und fragte keck: «Und jetzt, was ist mit Arlette?»

«Sie kommt im Herbst, wenn ihre Saison abflaut, mit Vater, Mutter, Onkel und Tante», gab Theo Bescheid, «du weisst ja, wie

das in Frankreich so ist, Familien, die noch zusammenhalten, da muss der Schwager und Vetter auch noch die Nase hineinstecken. Sie wollen irgendwo am See Ferien machen, wahrscheinlich zuerst das Renommee unseres Hauses auskundschaften, dann werden sie hier aufkreuzen.» «Und Arlette, was sagt sie dazu?» kam wieder die Frage aus dem Polsterstuhl. «Ach, Arlette», sprach er scheinbar gleichgültig, «sie war noch Kind zur Zeit, da ich in ihrem Hotel gearbeitet habe. Zuerst hat sie mein dürftiges Französisch amüsiert, dann wollte sie bei mir Deutsch lernen. Nach der fünften Lektion hat die Mutter abgepiffen. Sie hat daraufhin Schleichwege benützt, um in die Küche zu kommen.» «Auf Schleichwegen ist sie dann auch mit ihrer Freundin hierher gefahren. Scheint ein eigenwilliges Mädchen zu sein und intelligent», spann die Mutter den Faden weiter, «und hübsch, versteht sich gut anziehen. Was macht sie zuhause?» «Sie besucht die Hotelfachschule und hilft daheim, wird streng gehalten und möchte ausfliegen», erklärte Theo.

Das Gespräch zwischen Mutter und Sohn wollte immer wieder versiegen. Erst gegen Mitternacht konnte die Mutter erfahren, was das Herz des jungen Mannes bewegte, wie er Arlette herbeisehnte und doch wieder seine Angst nicht überwinden konnte, weil die Eltern für ihre Tochter hochfliegende Pläne hegten. Just, da er endlich die Worte fand und seine Verslossenheit aufgebrochen war, hörten sie leise Schritte, ein Tasten an der Türe, sahen, wie sich die Türe öffnete und des alten Karis Gesicht hineinschaute, sein krummer Finger, der winkte und hörten seine rauhe Stimme. «Theo komm, in Brenners Haus geht es nicht mit rechten Dingen zu. Ich sehe immer wieder ein schwaches Licht aufleuchten. Die sind doch alle fort.» Theo sprang auf, sagte der Mutter, sie solle das Licht brennen lassen, weckte den Vater, gab ihm Bescheid und ging auf die Treppe zu. «Lass die Schuhe da, wegen dem Kies», flüsterte der alte Knecht.

Einer hinter dem andern schlichen sie den schmalen Weg hinauf, überquerten die Strasse, dann den Waldstreifen, schauten zu dem Landhaus hinauf, dessen Umriss im Dunkel kaum zu erkennen waren. Nach langem Warten sahen sie den Schein eines Lichtes hinter

dem grossen Fenster vorbeihuschen. «Wir müssen uns verteilen, er ist wohl durch ein Kellerfenster eingestiegen», sagte Heinrich leise, «wir warten bis er herauskommt.»

Ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, nur das Aufschimmern eines Lichtes, das da und dort zu sehen war, hielt sie in Spannung.

Frau Simone sass im Zimmer ihrer Tochter, die längst angekleidet war und entgegen aller mütterlichen Befehle auch auf Diebsfang gehen wollte. Die eine suchte die andere zurückhalten, und diese wieder jene zu beruhigen.

Nach einer Stunde ruheloser Nervosität verlor die Mutter ihre Fassung und sprach: «Musste ich schon, so lange ich hier bin, um sein Leben bangen, bei jedem bösen Wetter, wenn er auf dem See fuhr, will ich nicht, dass er noch von einem Dieb erschossen wird. Ich halte das nicht mehr aus. Ich mache das Fenster auf und schreie und rufe.» Das Mädchen, auch voller Angst, umschlang ihre Mutter und hielt sie fest in ihren Armen. «Du, ich werde ins Landhaus hinauf anrufen», flüsterte Regina, «vielleicht erschrickt der Einbrecher und flieht. Soll er davonrennen, wenn nur Vater und Theo nichts geschieht.»

Die Männer, an den Hausecken postiert, hörten das Klingeln der Telefonglocke, sahen, wie sich bald darnach ein Fenster öffnete, und ein Sack an einer Schnur zu Boden glitt. Theo trat lautlos näher, hielt sich aber im Gebüsch versteckt. Nach einer Weile hörte der Vater auf der andern Hausseite das Scharnier eines Fensters girren, ging diesem Ton nach und sah, wie ein Körper aus dem Kellerfenster herausragte und sich bewegte. Heinrich schlich herzu und sah, wie sich die Füsse dem Boden näherten, dann schlug er mit seiner harten Faust zu. Der Dieb schwankte und fiel. Blitzschnell drehte sich der Körper am Boden, kam auf die Knie und wollte fliehen. Da fasste ihn Heinrich am Kragen und schlug ein zweites Mal zu. Immer noch wehrte sich der Geschlagene. Heinrich glaubte, eine Messerklinge zu sehen. Da erst packte ihn die Wut. Mit fürchterlicher Wucht fuhr die Faust Heinrichs auf den Kopf des Einbrechers, der mit seiner letzten Kraft in Theos Arme taumelte. Dieser zog ihm vom Rücken her die Jacke über den Schädel, liess ihn zu Boden fallen und zog ihn an den Bei-

nen über das Kies. Kari lief daneben her, einen Prügel in der Hand, bereit, beim ersten Mucks zuzuschlagen.

Bei der Einmündung in den schmalen Weg liessen sie ihn unter Karis drohendem Prügel liegen, holten den Sack, dann schleppten sie ihn beide den Wald hinab. Aus Theos Zimmer fiel Licht auf das letzte Stück des Weges. Vor der Haustüre legten sie die leblose Gestalt auf die Steinplatten und suchten nach dem Messer. Was in den Taschen verborgen war, Dietriche und Schlüssel, Stellmesser und Schlagring, Streichhölzer, Feuerzeug, Lampen, ein schwerer, goldener Ring, Noten

mit Sirenen durch das Dorf fahren, so spät, bis hierher. Komm Theo, nimm auch eine Hand, wir schleppen ihn ins vergitterte Zimmer hinauf.»

Des Einbrechers Kopf schlug bei dieser Prozedur auf manche harte Treppenkante. Regina, die vorausgeeilt war, stand im ersten Stock mit einem nassen Handtuch bereit, wollte ihm doch wenigstens noch das Blut aus dem Gesicht waschen. Heinrich verwehrt dies nicht. Frauen sind nun eben so. Kaum hatte das Mädchen die Kruste weggewischt, hielt es erschrocken inne und rief: «Was hat der kleine Iwan gesagt? Er hat eine Warze im



Theo zog ihn an den Beinen über das Kies.  
Kari lief danebenher, bereit mit dem Prügel zuzuschlagen.

und Münz, die Cigarren allerdings in üblem Zustand.

Mutter und Tochter, die eiligst herabgekommen waren und Licht gemacht hatten, blieben verängstigt in einiger Entfernung stehen. «Gib acht, Theo!» rief Regina, «er verstellt sich, er ist nicht bewusstlos.» Sogleich stand Kari breitbeinig mit seinem dicken Stock schlagbereit neben dem Liegenden, bis auch die letzte Tasche und jedes Stück Stoff peinlich genau durchsucht war.

«Ich telefoniere der Polizei», rief Frau Simone und wollte schon hinauf rennen. «Halt!» befahl Heinrich, «jetzt um zwei in der Nacht. Die haben ohnehin einen schweren Dienst. Und es passt mir nicht, dass sie

Gesicht.»

Mit einem rostigen Schlüssel öffneten sie die eisenbeschlagene Türe. Dumpfe Luft schlug ihnen entgegen. Regina öffnete das Fenster und da sie ihn am Boden liegen sah, bat sie: «Legt ihn doch aufs Bett.»

Frau Simone war verschwunden. Eine lähmende Müdigkeit hatte sie plötzlich überfallen. Und doch fand sie in dieser Nacht keinen Schlaf. Immer wieder musste ihr Heinrich versichern, dass er die Türe zu jenem Zimmer gut und sicher abgeschlossen habe. Später hörte sie Scheiben klirren, eine Türe hart zu fallen. Doch vernahm sie keinen lauten Wellenschlag und kein Rauschen im Wald. Sie wäre gerne aufgestanden um nach-

zusehen, einen Kontrollgang zu machen, wie sie das schon oft getan, aber sie getraute sich nicht. Sie weckte ihren Mann: «Kari wird doch nicht jetzt mitten in der Nacht Holz spalten. Hör zu, Beilschläge, hör, jetzt schon wieder!» Mit müder Hand die Haare aus der Stirne streichend murrte Heinrich: «Lass mich in Ruh. Ich bin von dieser Arbeit müde», und legte sich auf die andere Seite.

Jetzt ein dumpfer schwerer Schlag: «Heinrich, er ist aus dem Bett gefallen!» Wieder Ruhe, dann ein Geräusch, als ob Ketten klirren, über den Boden geschleift würden. «Du, jetzt ist der grosse Schrank umgefallen, hast du nicht gehört, sieh doch die Lampe an der Zimmerdecke, sie bewegt sich. Ist das ein Erdbeben?» Wieder Ruhe, Stille, wie sie nur bei glattem See und in abgeschiedener Einsamkeit vorkommt.

Frau Simone sitzt aufgerichtet im Bett, starrt auf die Türe, hört ein leises Schlürfen, sieht wie sich die Falle des Schlosses langsam neigt. Allmählich geht die Türe auf. Ein Schrei bleibt der erschreckten Frau in der Kehle stecken. Regina kommt herein. Angst im Gesicht und zitternd fragt sie: «Hast du es auch gehört, Mutter. Schon dreimal ist er aus dem Bett gefallen. Jetzt schleicht er auf Händen und Knien hin und her, kratzt mit den Nägeln den Boden auf. Was wohl die Grossmutter für Ängste ausstehen muss.»

Heinrich ist nicht dazubringen, aufzustehen. «Bald ist Ruhe», sagt er, «das ist Petrus, der dem Schelm einen Denkkettel schreibt.»

Regina, voller Angst um die Grossmutter, nimmt ihren ganzen Mut zusammen und geht hinauf. Sie getraut sich nicht, an der eisbeschlagenen Türe vorbei zu gehen, bleibt stehen. Jetzt wuchtet ein schwerer Schlag gegen die Wand. Das Mädchen sieht, wie die Türe zittert und bebzt. Im Augenblick der Stille, der diesem Dröhnen folgt, läuft es vorbei und trippelt die Stiege hinauf. Vorsichtig versucht es zu öffnen.

Eine kleine Flamme flackert auf dem Nachttischchen, aber kein Kopf liegt auf dem Kissen. Jetzt poltert es, als ob eine Scheiterbeige zusammenstürze. Regina schaut im Zimmer umher. Im Polsterstuhl mit der hohen Lehne sitzt die Grossmutter mit dem Rosenkranz in der Hand, spricht halblaut ihr Gebet und sagt: «Komm nur herein, Kind.

Kannst mir beten helfen! Aber tapfer bist du, das will ich meinen. Und lieb, dass du deine Grossmutter nicht allein lassen willst.» Wie ein Wetterleich blitzt jetzt ein Licht auf. Umsonst warten sie auf das Grollen des Donners.

### **Nur fort, hier ist die Hölle!**

Auch diese Nacht nimmt ein Ende. Wie ein Feuerball erhebt sich die Sonne, wirft ihre Strahlen auf die Erde, auf den blauen, ruhigen See und auf das einsame Haus zwischen den Wäldern. Ein Morgen erwacht, ein herrlicher Tag, als ob sich Gottes Schöpfung in ihrer reichsten Pracht zeigen und enthüllen möchte.

Nach so wenigen Stunden Schlaf stand Frau Simone in der Stube und richtete das Gedeck für das Frühstück. Am Platz des silbernen Petrus reckten Blumen ihre bunten Köpfe aus einer Vase. Sie schaute hinauf zu dem Strauss und sagte halblaut zu sich selbst: «Ein Wunder, dass diese heute Nacht nicht verdorrt sind. Jetzt ist es an der Zeit, Petrus, dass du zurückkommst.» Heinrich kam in Hemd und Hosen auf blossen Füßen herein, bot ihr seinen Gruss an und wünschte ihr einen guten Morgen, wollte an den Tisch sitzen und Brot schneiden. Aber seine Frau war damit nicht einverstanden. «Hast du noch nicht telefoniert? Jetzt gibst du zuerst der Polizei Bericht. Wir wissen ja nicht, ob er noch lebt. So wie du mit ihm umgegangen bist.» «Aber nicht jetzt schon um sechs. Die müssen auch schlafen können. Er ist jetzt ruhig. Also kann ich zuerst etwas in den Magen bekommen.»

Ohne weiter auf ihre Worte einzugehen, goss er sich Kaffee und Milch in die Tasse und begann gemächlich zu essen. «Wir müssen heute mit vielen Passanten rechnen. Der Gwunder treibt immer Leute auf die Beine und das Wetter ist gut.» Erst eine gute Stunde später ging der Vater ins Büro und redete mit der Polizei.

Dann allerdings dauerte es nicht mehr lange bis ein Polizeiwagen angesaust kam. Der Vater wollte allein mit dem Wachtmeister verhandeln, so gern die Mutter da bei gewesen wäre. Frau Simone verlor beinahe die Geduld. Jedesmal, wenn sie wieder an der Stubentüre vorbeikam, hörte sie die beiden Männer reden. Nicht etwa laut oder aufge-

regt, nur so, als hätten sie ein harmloses Geschäft zu besprechen. Endlich traten sie in den Gang hinaus. Der Wachtmeister winkte dem Polizisten, der im Wagen gewartet hatte. Dann nahm Heinrich den grossen Schlüssel aus der Hosentasche, steckte ihn ins Schloss, knarrend ging die Türe auf. Das Bett war leer. In der Ecke zwischen dem Kasten und einer grossen Kiste kauerte der Dieb, starrte sie mit grossen Augen an. Sein Kinn klapperte und Speichel lief ihm aus dem Mund.

«Steh auf», befahl der Wachtmeister. Der verängstigte, zitternde Mann blieb schweigend in seiner dunkeln Ecke hocken. Sie zogen ihn ans Licht, hoben ihn auf. Ohne jede Kraft sackte er zu Boden. «He du, komm», winkte der Wachtmeister dem Polizisten, «wir setzen ihn auf den Stuhl. Oder hast du ihm den Rücken gebrochen, Heinrich?» «Keine Spur», sprach der Vater gelassen, «mit blossen Händen habe ich ihn angefasst.» Er simuliert und plötzlich dreht er sich wie ein Wurm und kriecht zur Türe hinaus. «Fort, fort», beginnt der Dieb aus verklemmter Kehle zu stammeln, «nur fort, fort von hier. Hier ist die Hölle!»

«Diesen Wunsch wollen wir dir erfüllen», herrschte ihn der Wachtmeister an. «Also steh auf!» Die Kleider voll Schmutz und Staub, das Gesicht mit Blut und Dreck verschmiert, richtete sich der Dieb auf und starrte auf die Türe, in der die Grossmutter stand und mit heiserer Stimme rief: «Ich will ihn sehen, den Schelm, der unsern Petrus gestohlen hat. Jetzt hat ihn der Fluch getroffen!»

«Wollt ihr den Sack mit dem Diebsgut mitnehmen?» fragte Heinrich, da er die Ruine von einem Mann am Arm des Polizisten auf die Türe zugehen sah, «er steht unten in der Küche und ist schwer.» «Alles nehmen wir mit», meinte der Wachtmeister, «wir kommen dann zurück und schauen uns nachher die Villa an.»

So schlimm war es nun auch wieder nicht. Sobald er das Treppengeländer fassen konnte, lief der Verhaftete recht geschwind die Treppe hinunter, an Regina vorbei, in deren Miene sich Schrecken und Mitleid zeigten. Durch die Türe ins Freie, wo Theo mit geballten Fäusten bereitstand und ihm noch einige saftige Trostworte mit auf den Weg gab.

Frau Simone, müde und erschöpft, stieg mühsam atmend die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Nach einer Weile kam Regina zu ihr, sah sie mit geschlossenen Augen auf dem Bett liegen und setzte sich zu ihr. «Wenn ihn nur der Vater nicht zu schwer geschlagen hat. Du weisst ja, Mutter, was für eine Bärenkraft in seinen Armen liegt. Heutigentags ergreift das Gericht immer für den Angeklagten Partei. Zuletzt wird noch der Vater und Theo wegen schwerer Körperverletzung vor Gericht geladen.»

Frau Simone teilte diese Befürchtungen ihrer Tochter nicht. Ihre Gedanken beschäftigten sich längst mit anderen Leuten. Ohne die Augen zu öffnen sprach sie leise: «Wenn ruchbar wird, was sich diese Nacht hier ereignet hat, das geht ja wie ein Lauffeuer durchs Dorf und die ganze Gegend, dann wird Arlette nicht herkommen. Und wenn sie kommt, wird sie nicht bleiben. Ich weiss, ich bin vernarrt in das Mädchen. Würde mich unendlich freuen, einen Menschen um mich zu haben, der in der Nähe meiner Heimat aufgewachsen ist.»

### **Hoher und höchster Besuch.**

Ihre Befürchtungen waren grundlos. Arlette kam mit einem munter parlierenden Gefolge, fand die Gegend entzückend, die schaukelnden Boote im Hafen reizend, die vielen Gäste aus der Stadt, die Segler und Motorbootfahrer höchst interessant und die Bauern und Fischer äusserst originell. Ihre Eltern und Verwandten blieben drei Wochen im Kurort auf der andern Seeseite. Arlette aber liess sie Theater und Konzerte besuchen und kam fast jeden Tag in den <Hecht>.

Vorher schon war Herr Brenner mit seiner Frau und Iwan aus den Ferien zurückgekommen. Der Bub begrüsst Regina mit einem Schrei und sprang ihr in die Arme. Das Zurechtweisen und Befehlen seiner Mutter wurde nicht beachtet. Er entfernte sich keine Elle weit von Regina, auch wenn sie eilig hinaus und hinaufging, Spargeln und Schinken holte und im Keller den Wein.

Diese stolze Frau Direktor überfloss von rührenden Worten der Dankbarkeit, von Lebenswürdigkeit und Beweisen der Freundschaft. Sie zählte alle Ringe, Perlen und Schmuckstücke auf, die sie von der Polizei zurückerhalten hatte, während ihr Mann ver-

suchte, Vater Heinrich einige Noten zuzuschieben oder in die Tasche zu stecken. Der Abschied gestaltete sich grossartig, mit unaufhörlichem Händeschütteln und mit der dringenden Einladung zu einem Nachtessen im Landhaus, wobei alle gestohlenen und wiedererlangten Wertgegenstände ausgebreitet, geordnet ausgestellt werden sollten.

Als allerliebster Gast für Regina kam Herbert, stand plötzlich in der Küche. Kam spät in der Nacht lautlos mit dem Ruderboot über den See. Mit dem Ruf eines Waldkauzes meldete er seine Einfahrt in den Hafen, oder schritt mit seinen Eltern hellichten Tags durch den Wald auf den <Hecht> zu. In diesen Monaten stand er unter schwerem Examenndruck. Im Herbst noch wollte er die Studien zum Abschluss bringen und fand doch Zeit, dann und wann den Professoren zu entwischen.

Ein Bundesrat mit Frau und Kindern fand den Weg in den <Hecht>, wollte einen Ferientag an diesem unberührten Fleck Erde verbringen. Er rekelte sich im Liegestuhl unter dem Schattenbaum, liess seine Buben und Mädchen mit Vater Heinrich auf den See hinausfahren, die geheimnisvollen Buchten erforschen und nach schillernden Steinen tauchen. Diese hohe Ehre würdigt Theo mit einem Essen, das jeden Feinschmecker von Paris entzückt hätte. Frau Simones feines Porzellangeschirr wurde aus dem Schrank geholt, hellklingende Gläser zierten die Tafel, Blumen und ein Besteck, das schwer in der Hand lag.

Der allerhöchste Besuch aber kam im Herbst unter polizeilicher Begleitung mit Blau- und Rotlicht und einem Motorfahrer als Vorspann. Diesem Ereignis aber ging eine sehr merkwürdige Geschichte voraus.

Alex, der Kunststudent, hatte nicht nur eine Vorliebe für unerlaubte Segelbootsfahrten und heimliche Seitensprünge. Er war auch eifriger Sammler von kuriosen und volkstümlichen Gebrauchsgegenständen. Seine Mutter beklagte sich immer, sie fände nirgends mehr Platz für all das Zeug, das er aus allen Winkeln herbeischleppe. Auch sein Vater stöhnte, wenn er die Käufe seines Sohnes jeweils berappen musste und Rechnungen bezahlen, die auf den Namen seines Sohnes lauteten und längst überfällig waren. Dies beeindruckte die Sammlerfreude des Studen-

ten nicht mehr. Wenn er im Schaufenster eines Trödlers oder im Laden eines Antiquars einen Gegenstand entdeckte, der ihm gefiel, vergass er alle guten Ermahnungen.

Auf der Suche nach solchen Raritäten durchstöberte er auch das Lager eines Kunsthändlers, und da dieser in ein Gespräch mit einem Kunden vertieft war, drang er immer tiefer in den Hinterraum des Geschäftes ein. Er erlaubte sich sogar, eine Türe zu öffnen und ein weiteres Zimmer zu durchforschen, das mit Möbeln und Kunstgegenständen überstellt war. In einem Barockschrank, den er vorsichtig öffnete, fand er unter einem Tuch verborgen einen Gegenstand, dessen Anblick ihm das Blut in die Wangen trieb. Er hob das Tuch auf, öffnete die Schranktüre so weit, dass genügend Licht hineindrang. Dann belies er alles so, wie er es vorgefunden hatte, schlich leise aus dem Zimmer, wählte einen messingenen Kerzenstock und fragte nach dem Preis. Da er genügend Geld in seinem Geldbeutel fand, bezahlte er ihn und verabschiedete sich höflich von dem Antiquar.

Ohne auf den Stundenplan seiner Vorlesungen zu achten, rief er ein Taxi herbei und liess sich zur Hauptwache der Polizei fahren. Dort verlangte er, mit einem Fahndungsbeamten zu sprechen und wurde in ein Zimmer geführt. Die Wartezeit erschien dem ungeduldrigen, jungen Mann Stunden zu dauern. Sein Gespräch mit dem Fahnder dauerte aber noch länger. Er hatte nicht erwartet, dass man in einem solchen Fall von ihm die gründlichste Legitimation verlange und sogar bei seinen Eltern zu Hause nachfrage, ob er tatsächlich der rechtliche Inhaber seines Studien- und Personalausweises sei. Er musste auch eine Klageschrift und ein Protokoll unterschreiben, und dies war nur der Anfang komplizierter Vorgänge.

Da er abends von Zürich nach Hause kam, fand er die Mutter in heftiger Gemütsregung und den Vater mit einer Miene, die ihn an seine gewagtesten Streiche erinnerte. Denn bevor er erklären konnte, wurde er gefragt, wieso er als Sohn ehrbarer Eltern mit der Polizei zu tun, was er wieder angestellt habe, dass sich der Fahndungsdienst des Kantons Zürich zu solcher Nachfrage veranlasst sähe. Seine Worte, die er zwischen diesen zweiseitigen Angriff einwerfen wollte,

wurden nicht gehört, er musste den vollständigen Verlauf der Schmähungen über sich ergehen lassen. Erst da die Mutter ihr feines Taschentüchlein gänzlich durchnässt hatte und in den Polsterstuhl sank, der Vater sich einen Cognac einschenkte und einen Griff in die Zigarrenkiste tat, fand er Gehör.

Unterdessen aber spielte der weitverzweigte Apparat der Polizei über Berge und Täler, Seen und Kantonsgrenzen hinweg. Dieser freundeidgenössischen Zusammenarbeit ist es zu verdanken, dass der allerhöchste Gast seinen Weg dem See nach, durch den Wald und zum Gasthaus <Hecht> fand.

### Die Heimkehr.

In letzter Zeit war Iwan immer nur mit blossen Füßen im <Hecht> oder am Hafen erschienen. Seine Mutter hatte ihm verboten, von jetzt an auch nur einen einzigen Schuh auf des Nachbars Boden zu setzen. Darum zog der Bub immer beim Hag seine Schuhe aus, versteckte sie unter dem Haselbusch und ging barfuss weiter. Diesmal aber fand er nicht Zeit dazu. Er hörte dreimal das Signalhorn des Polizeiwagens und rannte wie ein Wiesel, um zu sehen, ob wieder ein Unglück geschehen sei.

Iwan kam in grossen Sprüngen den schmalen Weg hinab, sah den Wagen mit dem blauen und dem roten Gugelhopf auf dem Dach auf dem Parkplatz vor dem <Hecht> einschwenken. Beobachtete, wie der Polizist eine Kiste aus dem Wagen hob und konnte just vor ihm in die Haustüre schlüpfen. Auf der Stiege holte ihn der Wachtmeister ein, ergriff ihn am Arm, drehte ihn um und sagte: «Iwan, du hast recht gesehen. Er hatte eine Warze neben der Nase.»

Auf dem Treppenabsatz stand Frau Simone, erstaunt über die plötzliche Ankunft zweier Polizeimänner, die mit recht fröhlicher Miene und ihrer Kiste daherkamen. «Wir haben mit Euch Vertrauliches diskret zu besprechen, ist Heinrich auch da?» «Er sitzt in der oberen Stube am Rechnen», bekam er zur Antwort und wurde hinaufgeführt.

Dort sass Heinrich vor ausgebreiteten Papieren mit aufgekrempeelten Hemdärmeln, eine Brille auf der Nase und schaute erstaunt auf die Eintretenden. Ohne die herumliegen-

den Briefe und Rechnungen zu beachten oder auf die Fragen zu antworten, liess der Polizist die Kiste auf den Tisch stellen, öffnete sie und nahm ein Paket heraus, das er mit einer gewissen Feierlichkeit enthüllte. Auch Regina war inzwischen hereingekommen. Auch sie brach in staunende Bewunderung aus: «Nein, ist das menschenmöglich! Nein, wahrhaftig, er ist wieder da!» «Da dank ich euch aber von ganzem Herzen!» So wurde der silberne Petrus von allen begrüsst.

Eiligen Schrittes kam die Grossmutter hereingetrippelt, drängte sich zwischen die Staunenden und jubelte: «Jetzt kommt wieder Segen und Glück ins Haus.» Flink und mit roten Wangen, wie ein junges Mädchen, huschte sie zum Weihwasserkesseli hinüber, steckte den Daumen hinein, kam zurück und zeichnete ein Kreuz auf die Stirne der mattschimmernden Figur. «Das also finde ich überflüssig, Grossmutter», meinte Frau Simone, «der ist doch so schon heilig genug.» Die alte Frau aber hob mahnend den Finger und sagte: «Es ist, weil er so lange in unchristlicher Gesellschaft sein musste. Jetzt ist er wieder heimgekehrt. Ich habe meinen Kindern, wenn sie heimgekommen sind, auch immer das Kreuzzeichen gemacht. Heute noch berichte ich dem Pfarrer, dass er ihn in unserer Stube wieder einsegnet.»

Frau Simone nahm den Blumenstrauss vom Podest in der Ecke, wischte den Staub weg. Nun hob Heinrich den heiligen Petrus feierlich vom Tisch auf, trug ihn an seinen Platz und stellte ihn genau so, wie er seit urdenklichen Zeiten über den Raum hingeblickt hatte. Er schämte sich nicht, sichtbar ergriffen zu sein, verbarg sein tränennasses Gesicht nicht und blieb mit gefalteten Händen, das Bild des Heiligen betrachtend, mitten in der Stube stehen.

Indessen hatte Frau Simone Teller und Besteck geholt, Schinken, Gurken und Radieschen und lud die Herren von der Polizei zum Sitzen ein. Theo brachte vom allerbesten Wein und meinte: «Auf Dienstoffahrt ist euch wohl ein so guter Tropfen nicht besonders empfohlen. Ich lege die Flaschen in die Kiste mit unserem herzlichen Dank.» Auch Iwan bekam ein Schinkenbrot und durfte zuhören, was die Polizeimänner von der langwierigen Fahndung alles zu berichten hatten, wie viele Umwege und Gefahren der silberne Petrus

auf seiner weiten Reise zu bestehen hatte. Auch wie weit in ferne Länder die Suche nach ihm organisiert worden war. Die Grossmutter hörte nur mit halbem Ohr zu. Sie sass in ihrem Stuhl und schaute andächtig zu dem Heimgekehrten hinauf, und ihre Lippen bewegten sich ohne Unterbruch.

### **Zu euch im Vertrauen gesagt.**

Unangemeldet, und zur grössten Überraschung Reginas, kam im Herbst ein Besuch in den <Hecht>. Unter dem vielfarbigen Blätterdach des Waldes glitt leise und langsam ein blumengeschmücktes Auto hervor, winkende Hände aus den Fenstern schwenkte es auf den Parkplatz ein. Junge Herren stiegen aus und halfen einem schlanken Fräulein aus dem Polster, das sich nun mit einem Blumenstrauss im Arm, in einem schillernden, langen Kleid aufrichtete und Theo zuwinkte.

Regina schaute aus dem Fenster der Wirtsstube und bemerkte, wie sich auch Herbert eifrig um die hübsche Tochter bemühte, die nun in ihrem Ballkleid auf das Haus zuschritt, dem verdutzten Theo den Blumenstrauss überreichte und ihm auf jede Wange einen Kuss gab.

Wer diese festlich gekleidete Dame war, die am hellichten Nachmittag, bei herrlichem Wetter mit dunkelgekleidetem Gefolge hereinspazierte, sah Regina erst, da die Gesellschaft lachend und singend die Treppe emporstieg und sie in das glücküberströmte Gesicht Heidis schauen konnte. Auch Regina wurde umarmt und geküsst, nicht nur von Heidi, wurde umschwärmt und durch die Wirtsstube ins Säli geleitet. Dort wurde ihr und der hereinkommenden Frau Simone von einem der vier Herren, der mit drei Fingern seinen gepflegten Bart streichelte, erklärt, Fräulein Heidi habe heute vom Rektor der Universität in Zürich die Urkunde ihrer Doktorwürde empfangen. Auf ihren Wunsch hin werde nun dieses Fest hier im <Hecht>, am lieblichen See gefeiert. Herr Heinrich und Theo, ihre Lebensretter, seien dazu eingeladen, edle Fische aus dem See zu ziehen, diese mit allerlei Garnituren wohl gewürzt auf eine Platte zu bringen und in froher Gesellschaft kräftig mitzuhalten. Auch Frau Simone und Fräulein Regina möchten die Freundlichkeit haben, soweit es die Obsorge um das Gasthaus erlaube, an ihrer Festtafel Platz zu neh-

men. Niemand müsse sich beeilen, Zeit genug, in aller Gemütlichkeit die Vorbereitungen zu treffen. Die junge Doktorin möchte ohnehin gerne dieses reizvolle Gestade bei Sonnenschein, den Hafen und das Rettungsboot bei ruhigem Wasser besichtigen, während die Herren den verborgenen Schätzen des Weinkellers nachspüren möchten.

Nur gelehrte Herren, deren Köpfe von Wissenschaft vollgepfropft sind und denen auch nicht ein Quentchen praktischer Sinn geblieben ist, konnten die Idee zu einer solchen Einladung gebären. Jedoch die flinken Hände, Frau Simones Talent, jede Situation zu ordnen, Theos erprobte Kunst, ausgefallene Wünsche zu befriedigen, brachten es zustande, dass zuweilen alle Geladenen gleichzeitig an der reichgeschmückten Tafel sassen, die Gläser klangen und die Speisen munden, ein unbekümmertes, fröhliches Gespräch das Fest bereicherte.

Allerdings zur Zeit, da sich Gäste in der Wirtsstube einfanden, ihre Wünsche anmeldeten, ihre Begehren stellten, verschwand der Koch und seine Mutter, begab sich Heinrich an den Tisch der Jasser, wurde die Verbindungstüre geschlossen.

Von köstlicher Speise gesättigt, von herrlichen Weinen erquickt, in froher Stimmung begann Herbert seine offizielle Tischrede mit der Gratulation an die Doktorandin. Schilderte in düsteren Farben den Sturm auf dem See, die Todesnot der Hilflosen, die übermenschlichen Kräfte, die den Sieg über die Macht des Windes und der Wellen errangen. Erwähnte die liebevolle Aufnahme in diesem Hause, den traurigen Anblick des blutleeren Gesichtleins Heidis in den Kissen von Reginas Bett, die Tage liebevoller Pflege und wiedererwachender Kräfte und die Selbstlosigkeit dieser Leute im einsam gelegenen Haus.

Frau Simone rollte einen Servierwagen mit klirrenden Tassen und Kaffeekannen, mit Flaschen aller Farben und Formen herein, überliess Regina das Service und verschwand sogleich wieder. Herbert beachtete diese Störung kaum. Seine Feststimmung stieg dem Höhepunkt entgegen, seiner Rede Fluss konnte nicht aufgehalten werden.

Während Regina Kaffee eingoss, sprach er: «Ich persönlich habe der jungen Doktorin unendlich viel zu verdanken. Nicht nur mein Leben, auch mein Lebensglück empfangen ich

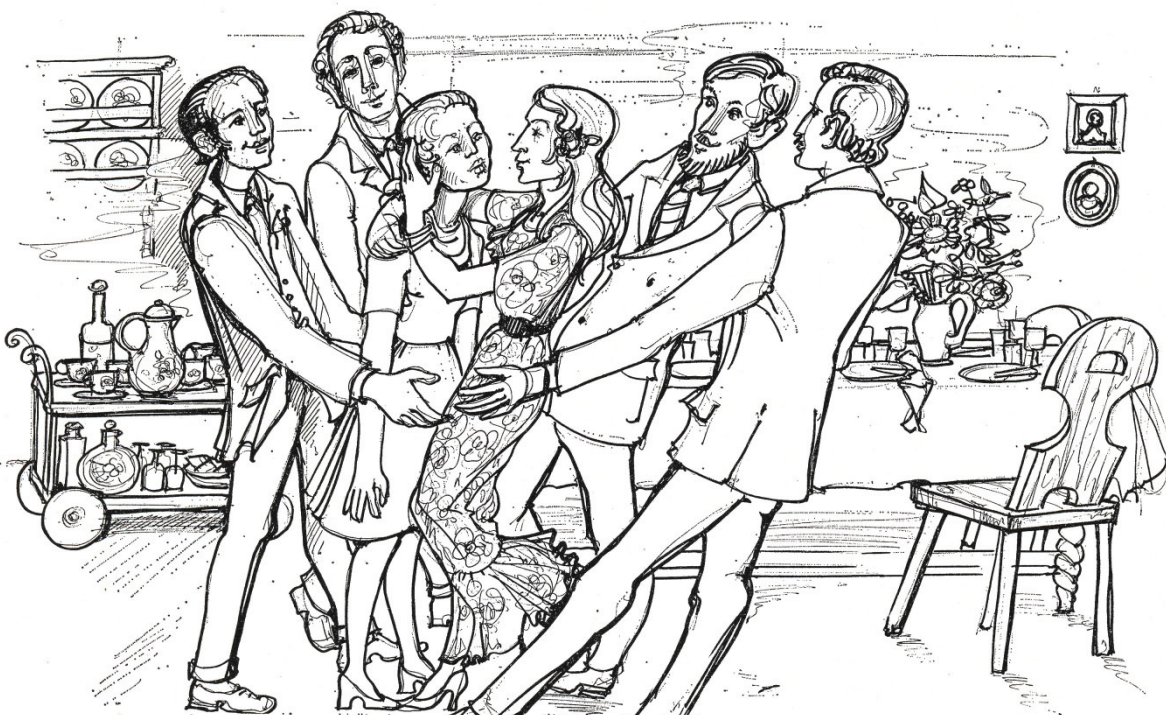


aus ihrer Hand. Denn wäre sie nicht im unglücklichsten Augenblick aus dem Boot gefallen, hätte ich nie den edlen Charakter, die selbstlose Hilfsbereitschaft, die unerschöpfliche Güte Reginas erfahren. Wir sind jetzt hier beisammen, lauter befreundete und treue Menschen. Euch darf ich das anvertrauen, ohne Furcht, dass ein Wort davon zu fremden Ohren dringt. So ist es mir vergönnt, heute an diesem intimen Festtag, euch, meine Lieben, ein Geheimnis zu verraten, das mein Leben bestimmen wird. Ich darf euch meine vielgeliebte Braut vorstellen,

Brautschaft zu hören», flüsterte Heidi ihr zu, «und besonders, dass ich an eurem Glück auch beteiligt bin.»

Studentenlieder erschallten, wenn auch nicht besonders schön, doch sehr laut gesungen. Theo und Frau Simone kamen an den Tisch zurück. Der Abend legte sich über den See, die Matten und Wälder. Nur die Berge und über ihnen einige Wolken leuchteten noch einmal in herrlichem Glanz auf.

Bis zum Aufbruch der Gäste steigerte sich die frohe festliche Stimmung, die das ganze Haus erfüllte. Fräulein Heidi wurde die



Die frohen Gäste umtanzten die beiden Töchter.

Fräulein Regina. Wir haben alle soeben erlebt, wie sie ...» Die weiteren Worte ertranken in den Hochrufen, dem Gesang zum Prosit, den Gratulationen, in der Umarmung der beiden Mädchen, die von den vier Gästen wie von einem Kinderreigen umtanzt wurden.

Regina, von allen Seiten umdrängt, rot bis unter die Haarwurzeln, verstrubbelt und ausser Atem, bot nicht den Anblick einer glücklichen Braut. Sie sprang hinüber zu den Fenstern, um sie zu schliessen, schaute nach, ob die Türe zur Wirtsstube im Schloss sei. Dann bemühte sie sich, mit zitternden Händen die Gläschen zu füllen. «Das freut mich unendlich, liebe Regina, von dieser glücklichen

schönste Rose ins Haar gesteckt. Nach Loben und Rühmen und Händeschütteln formierten sich die frohen Sänger zur Einkerne, zogen durch die Wirtsstube fort, die Treppe hinab, im Rundgang durch die Küche, am Herd und Trog und Kühlschranks vorbei, marschierten zum Hafen und auf dem Rückweg zum Auto, um alle Büsche herum. Nach umständlichem Einsteigen, Grüssen und Winken fuhr der Wagen fast lautlos auf die Strasse und in langsamer Fahrt dem Wald zu, bis er unter dem Bogen der weitausgreifenden Äste verschwand. Regina winkte vom Fenster der Wirtsstube aus mit einem grossen Tuch.

## Wie ein Häufelein Elend.

Im Dunkel des Waldes wurde die Fahrt unterbrochen. Herbert verabschiedete sich von den Gefeierten und von seinen Freunden und stieg aus. Er wolle die kurze Strecke bis ins Dorf lieber zufuss gehen. Sein Kopf bedürfe der Kühle und seine Lunge frischer Luft. Also nochmals Abschiednehmen und Glückwünschen, und wieder entfernte sich der Wagen sanft und ohne Lärm.

Da stand er nun, beleuchtete mit der Flamme eines Streichhölzchens das Zifferblatt seiner Uhr, schlenderte dann nicht dem Dorf

Endlich hörte er Schritte. Nicht schwere Männerschuhe, weitausgreifend und sicher näher kommend, eher zaghaft und darauf bedacht, nicht gehört zu werden. Und dann konnte er, wie so lange ersehnt, sein geliebtes Mädchen in die Arme schliessen, mit seinen Lippen den Mund suchen und Antwort auf seine Küsse erhalten. Dieses Glück wurde aber unterbrochen, denn Regina entwand sich seinen Armen.

Das Licht des Mondes drang durch das Blätterdach und setzte da und dort einen schemenhaften Schein auf eine Rinde, auf ein Blatt.



Unaufhörlich rinnen die Tränen, und Schluchzen schüttelt ihren Körper.

zu, sondern zurück. Er hatte in einem günstigen Augenblick Regina zugeflüstert, dass er bis Mitternacht im Wald auf sie warten wolle.

An seinen Fingern zählte er die Stunden, die bis dann verfliessen würden, suchte ein Versteck, das ihn vor den grellen Lichtern der Scheinwerfer verbarg, ihm aber doch den Auslug auf die Haustüre freiliess.

Herbert hörte den Glockenschlag vom Kirchturm um neun Uhr und auch noch eine Stunde später, vernahm das Reden heimkehrender Männer, das Gerassel und Dröhnen der Töffli und Motorräder, sah das Aufblitzen einschwenkender Lichter. Seine Geduld wurde auf die Folter gespannt. Die Seligkeit genossenen Weines verblasste, die Feststimmung zerrann. Mit jeder Viertelstunde steigerte sich seine Qual.

«Komm, Herbert, wir gehen zu unserem Stamm», sprach das Mädchen ernst und schritt voraus. Sie kannten den Weg, waren ihn schon oft gegangen, fanden sich immer wieder zurück zu dem gefällten Baum, der ihnen zum ersten vertrauten Gespräch als Sitz gedient hatte. Herbert legte den Arm auf Reginas Schultern, wollte das liebe Mädchen an sich ziehen, küssen und kosen. Es wehrte sich und sagte mit einem traurigen Ton in der Stimme: «Ich will ehrlich und offen mit dir reden.» Nochmals hielt sie inne und fuhr dann, jedes Wort abwägend fort: «Florian hat mir seine Hand angeboten, und damit eine Aufgabe gestellt, die ich meistern könnte, das Berghaus auf Stockegg in prachtvoller Lage. Ich gebe zu, ohne Liebe habe ich daran gedacht. Aber sein Angebot war aufrichtig

und ernst. Was Liebe ist, das hast du mich gelehrt. Ich kenne jetzt meinen Weg. Wenn ich einen Lebensbund eingehen will, darf ich nur meinem Herzen folgen, sonst laufe ich in ein Unglück hinein. Jetzt aber, heute, aus deinem Mund, aus deiner Rede, habe ich vernommen, dass du deinen Spass mit mir treibst, eine Verlobung verkündest, die nie geschlossen wurde ...» «Liebes du», wollte er zu reden beginnen, «wie kommst du zu solchen Gedanken?» Sie aber bittet ihn, ihr zuzuhören. «Ich muss dir jetzt alles sagen, was mir auf dem Herzen liegt, muss mir das Leid und den Schmerz von der Seele reden und dich wissen lassen, wie tief du mich getroffen hast. Gut, du warst in Feststimmung. Man soll nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen, das bei gutem Wein gesprochen wird. Du kannst deinen Freunden vertrauen. Ich hoffe, sie werden darüber schweigen. Die Leute in der Stube, die offenen Fenster werden deine Worte laut genug weitergeben. Und dann, wenn alles davon spricht, schnürst du dein Bündel und gehst nach Afrika. Meinst du, ich halte das aus, dich nicht mehr zu sehen, kein Wort mehr mit dir reden zu können, dich nicht in der Nähe, ganz nahe bei mir zu fühlen, bis du von deinen wilden Tieren zurückkommst? Und die Angst um dich! Dich in unbekanntem Land in all den Gefahren zu wissen, eher bricht mir das Herz.»

Tränen ersticken ihre Stimme. Leidvolles Schluchzen unterbricht ihre Worte. Wie ein Häuflein Elend sitzt sie neben ihm, das Gesicht in ihre Hände vergraben. Zärtlich legt sich seine Hand auf ihren Nacken, gleitet über ihre Haare, versucht, ihre Finger von der Stirne zu lösen. «Armes, liebes Kind», sprechen seine Lippen, nahe an ihrem Ohr, «meinst du, ich könnte dir auch nur mit einem Wort wehtun wollen. Glaubst du wirklich, du bist nicht meine Braut und wirst nicht meine liebe Frau?»

Nein, du kannst es noch nicht wissen. Das war dumm und übermütig, heute so zu sprechen. Jedoch hat sich in den letzten Tagen alles überstürzt. Ich habe vor der verhängnisvollen Bootsfahrt mein Praktikum bei einem Tierarzt im Nachbardorf gemacht. Dessen Tochter kam zu Beginn dieser Woche zu mir nach Zürich, hat mich gebeten, die Praxis weiterzuführen. Der Arzt habe ihrem Vater

strikte verboten, mit dem Auto zu fahren und auf Besuche zu gehen. Hörst du mich, Regina?»

Unaufhörlich rinnen die Tränen und das Schluchzen schüttelt ihren Körper. «So hör doch, Liebes», bittet er und zieht sie an sich, «ich weiss doch, wie schwer du dich von deiner schönen Heimat trennen kannst. Auch ich kann und will nicht warten Jahr um Jahr, dich den Gefahren überlassen, in dem Haus, wo dich so viele Verehrer umschwärmen. Ich habe zugesagt, übernehme die Praxis und bleibe hier!»

Jetzt hebt sich das verweinte Gesicht, schauen ihn ihre tränennassen Augen an. «Das ist nicht wahr! Das kann nicht wahr sein! Um meinetwillen willst du alle deine Pläne begraben? Wie könnte ich das annehmen!» Aber während sie diese Worte spricht, schliesst sie ihn in die Arme, legt ihre nasse Wange an die seine und küsst ihn heiss und wild.

Wie sollten sie noch Worte finden, Worte aussprechen können, da beider Mund verschlossen bleibt, die Hände in aller Zärtlichkeit eine viel beredtere Sprache sprechen, und sie die Glückseligkeit so eng umschliesst.

Sie stehen im Dunkel des Waldes. Das spärliche Licht des Mondes zeigt ihnen genug von der Freude, vom Jubel, vom Glück, in den strahlenden Augen. «Wie danke ich dir, du Lieber du», beginnt sie leise und innig zu sprechen, «wie danke ich dir, dass du mich errettet hast. Nur aus Angst, ich sei nach Theos Heirat daheim überflüssig, hätte ich dem Drängen Florians nachgegeben. Dann bist du gekommen, hast mir gezeigt, was Leben ist, wie voller Glück ich sein kann, hast mir die Liebe gebracht, die grosse unendliche Liebe.»

Wieder und wieder finden sich ihre Lippen. Und dazwischen vernimmt sie seine Worte: «Und diese Liebe wollen wir behüten durch unser ganzes Leben.»



Isch nid e so bees

Das chamme doch nid glaibe,  
das gahd doch eim nid ii.  
Dr Pfarrer siig so taibe,  
verschitti nu dr Wii.

Er sitzi vorum Tischli  
und stuini gredi uis,  
er nähm vom bbachne Fischli  
kes einzigs Grätli druis.

S' Babetli chas de gheere,  
wiä d' Schuelerbuebe sind,  
statt gued und fliissig z'lehre,  
si nänd enand bim Grind.

Dr eint hend's ufe Rigge gleid  
und dä, nid ebbe paff,  
dä gumped gleitig uff und seid:  
Verfluechte huäre-n-Aff.

Dr Pfarrer isch erschlage.  
Was nimmd das fir-n-es Änd?  
Er will si go beklage  
bim stränge Presidänt.

Herr Pfarrer, tue's vergässe,  
dänk nid a Straf und Rach.  
Diä Buebe sind versässe  
uf iisi scheeni Sprach.

J.v.M.

Nidwaldner Kalender 1975, S. 84

Zur Bsinnig

Diä alte-n-Eidgenosse  
hend nid mid Pulver gschosse.  
Mid ihrer Chrafd und ihrum Grind,  
im Haije-n-und im Stäche gschwind,  
hed miässe g'chriäged sii,  
und nachhär sind s' uf d'Chnii.

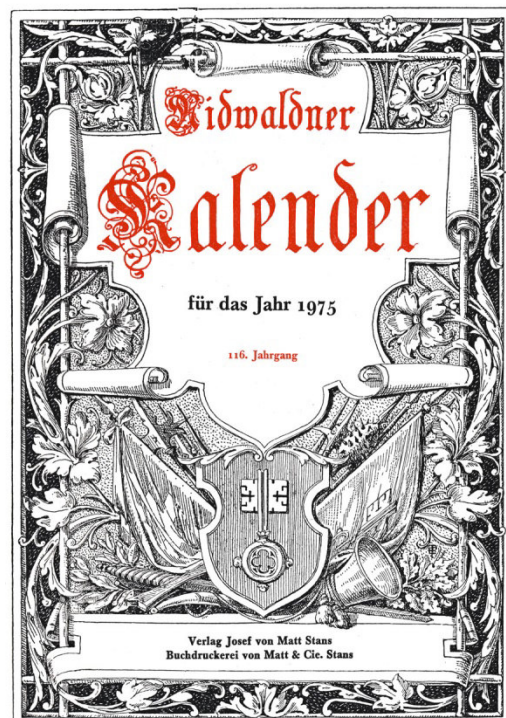
Nid alli Heldetate  
sind ihne eister grate.  
Dr Hochmued hed si übernuh,  
vo Fremde hend si Gälder gnuh,  
hend's eigen Land verlah  
und ihri Chraft vertah.

Im Joch vo fremde Mächte,  
als Untertan und Chnächte,  
isch gleitig ihres hitzig Blued  
erwached und e niuwe Mued  
isch wider fire cho,  
i wenig Jahre scho.

Und etze chamme gwahre,  
i dene feisse Jahre,  
verliird e mänge Chopf und Sinn,  
er luegd nur uis uf Gäld und Gwinn.  
Und doch chas ebbe sii,  
er muess halt ai uf d'Chnii.

J.v.M.

Nidwaldner Kalender 1975, S. 26



## dr d'Nachd

Es chräbeled  
und chrätzeled,  
ich weiss nid gherig wo,  
eb obedra, eb under miär,  
das Tissele verjagd mich schiär  
und blaaged mich e so.  
Isch ächd amänd e Muis,  
e fräche Schelm im Huis?

Es trippeled  
und trämpeled  
dr Schiiterbiigi nah.  
Oh jeches Gott, was isch ai das,  
es chlepfeled as Pfeisterglas,  
dä chennt's ja nu verschlah!  
Villicht e-n-arme Maa,  
me sett e-n-ine lah.

Es tepperled  
und trummeled  
scho lang uf 's Schindeldach.  
Dr Wind isch cho und fahrd is Laib  
und machd grad etze gottlos taib  
e-n-uverschante Krach,  
wo-n-ich so miäd und schwär,  
so scheen im Traime wär.

Es wimmerled  
und briäggeled  
im Wiägili miis Chind.  
Was tued um weh, was fähld um ächd,  
es Chissi oder liid's nid rächd?  
Eb Mugge-n-ume sind?  
Bi so me gschwinde Schnuif,  
da stah-n-ich läüber uif.

J. v. M.

Nidwaldner Kalender 1975, S. 102  
«z'Nidwalde drheime», 1979, S. 40

Liebe Kalenderfreunde,

Um etwas frisch zu gestalten oder etwas neu anzugehen sind die Nidwaldner immer mit Begeisterung bereit. Stets ist Bewegung in diesem Land. Unternehmungslustig ist ein Adjektiv, das zu diesem Volkscharakter passt. Deshalb durfte Nidwalden immer viele Künstler beherbergen. – Aber auch der Technik haben unsere Leute stets grosses Interesse entgegengebracht, hat doch schon das Bannalpwerk eine Wende zum Wohlstand eröffnet.

Zugegeben, wo viel Licht ist, wird der Schatten dunkler. In der Krise der Dreissigerjahre hatten nur wenige Geld und diese getrauten sich nicht, es auszugeben. Viele Mitlandleute waren arbeitslos. – Die Technik brachte uns Arbeit und neue Leute ins Land. Der Flugplatz wurde eingerichtet. Hochgebildete Spezialisten, mit neuen Ideen kamen zu uns. Sie lernten von uns und wir von ihnen. Es war immer eine Besonderheit der Nidwaldner schnell zu begreifen, schnell zuzupacken und hie und da auch schnell mit dem Kopf durch die Wand zu wollen.

In dieser Art begannen wir mit dem Gewässerschutz als noch nicht alle Subventionen flossen. Durch die folgende Teuerung hat sich das rasche Zugreifen mehr als gelohnt. An der Autobahn wurde bei uns gearbeitet, als andere Kantone noch schliefen. Dafür konnten wir das Tor nach Norden fast 20 Jahre benützen, bevor uns der grosse Verkehr belästigte. – Sicher, die Autobahn bringt Abgase und Lärm. Könnte sich aber jemand noch vorstellen, wir müssten mit den sonntäglichen Autoschlangen von über 18 Kilometer Länge weiterleben? Oft sagen wir etwas schnell «ja» zum Neuen. Vielleicht müssen wir hie und da auch etwas zurücknehmen. – Es scheint aber, dass die Zugriffigkeit mehr Gutes als anderes gebracht hat. So hoffe ich, dass die grosszügigen Nidwaldner auch bei etwas Kleinem ihren Mut für die Neuerungen behalten. – In diesem Sinn gebe ich den neuen Nidwaldner Kalender, der diesmal stark umgestaltet werden musste, in Eure Hände und hoffe, dass Ihr ihm auch im frischen Konzept die Treue haltet.

Im letzten Kalender hat **Pater Adelhelm Bünter (PAB) zum 25. Mal sein Vorwort geschrieben.** Ein Menschenalter lang hatte er über das Jahr zurückgeblickt, Ver-

gangenes gewertet und Kommendes kommentiert. Seine Einführungen waren so wertvoll, dass ich ihn gerne überredet hätte, sein Amt weiter zu führen. Leider musste er manch andere regelmässige Arbeit ebenfalls abgeben. So dürfen wir ihm für seine klugen Betrachtungen übers Jahr zurück und ins Jahr voraus herzlich danken.

Der Zufall will es, dass wir diesmal ein noch mehr als doppelt so grosses Jubiläum feiern können. **Josef von Matt hat seinen 85. Geburtstag begangen und seine fünfundfünfzigste «Erzählung aus der Innerschweiz» veröffentlicht.**

Im Jahr 1930 hat ihm sein Vater gesagt: **«Schreib mir eine Kalendergeschichte»**, und folgsam, wie Söhne sind, hat er sich hingesezt und ist diesem Wunsch seither nachgekommen. «Wilde Wasser» hiess diese Erzählung, die ich neu wieder gelesen habe und ich darf sagen, sie hat nichts von ihrer Kraft und Spannung verloren.

Ich kann mich erinnern. Sobald die roten Dahlien vor dem Haus blühten, war es Zeit an die Kalendergeschichte heranzugehen. Mit etwas Seufzen, mit viel Mut, aber auch mit der Lust des Erzählers machte er sich an die Aufgabe. Dann lebte er mehr in seinem Spicher, wo ihm die grosse Bibliothek eine gute Atmosphäre schuf, als bei uns im Haus. In dieser Zeit sah man ihn auch einmal mit offenem Hemdkragen und barfuss. Er, der sonst für seine Buchhandelskunden immer perfekt gekleidet war, wollte einmal ganz frei und ungebunden sein. Mit grosser Spannung wartete die ganze Familie auf das Frühstück, bei dem er wieder mit Krawatte erschien. Wir durften noch nicht fragen, ob das Werk gelungen sei, aber wir wussten, es war bis zur Endüberarbeitung fertig. Durch einige Jahre hat er uns dann die Geschichte vorgelesen und dies gehörte zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugend. Das grosse Erleben wollte aus ihm heraus. Sein virtuoses Erzählertalent gab jeder Figur ihre Stimme und dem Wind und Sturm und Sonnenschein seine Stimmstärke. Wir sassen da, sicher mit offenem Mund und die ganze Farbenpracht der Erzählung lief vor unseren Augen ab. Und etwas weiteres wurde mir offenbar. Der Erzähler besass schon damals ein starkes Gemüt. Etwas, das unserer verständlichen Zeit fast verloren ging und das doch so sehr zu

den menschlichen Werten gehört. Der Nidwaldner Erzähler weiss um die Fehler der Menschen und die Verlockungen des täglichen Lebens. Er kennt aber auch die Kraft der menschlichen und göttlichen Ordnung, weiss um den Impuls eines Ratschlages und um die Möglichkeit von einem Irrweg zurückzufinden. Ihr Kalenderleser kennt seine Fähigkeit, sich den neuen Problemen des täglichen Lebens anzunehmen. Aus seinen Erfahrungen mit den Mitmenschen hat er seine Geschichten geschrieben. An ihm spürte man, dass eine Erzählung uns viel näher gehen kann als all die heutige Unterhaltungsindustrie.

Schon in jungen Jahren wurde Josef von Matt vom **Radio** als Erzähler entdeckt. Sofort erkannte er, welche grosse Möglichkeit das Radio bot. Durch dieses Instrument kam er direkt zum Hörer. Dort durfte er auch seine Geschichten im Nidwaldner Dialekt erzählen. Das Lesen der Mundart fällt den meisten Menschen schwer. So war und ist diese Brücke für ihn eine herrliche Hilfe. Als sich in der Innerschweiz Leute zusammentaten, um diesem Landesteil am Radio mehr Nachachtung zu verschaffen, war er dabei und gehört zu den Gründern der Innerschweizerischen Radiogesellschaft, in der er sich für sein geliebtes Nidwalden, aber auch für seine Sprache unermüdlich einsetzte.

Es ist nicht verwunderlich, dass es ein Dialektforscher war, der zuerst an ihn herantrat. Unsere Mundart war und ist ihm eine Kostbarkeit, die er seit vielen Jahren sorgfältig pflegt. Das spürt man in seinen Gedichten, von denen viele in zwei Bänden oder auch im Kalender erschienen sind. Er braucht nie kapriziöse, vergessene Ausdrücke. Er spricht so zu uns, wie wir es gewohnt sind. Der Dichter hält den Dialekt rein von fremden Einflüssen und auswärtigen Klängen. Seine Welt ist so wenig heil, wie die unsere, aber er will uns immer wieder ein Lächeln schenken, eine Freude, ein Aufatmen im Alltag.

Deshalb möchte ich ihm, und glaube es auch in Eurem Namen zu tun, für die 55 Kalendergeschichten, für seine Gedichte und seine Erzählungen ganz herzlich danken und hoffe, dass er uns noch lange damit erfreuen wird.

*Josef von Matt jun. Nidwaldner Kalender 1987*



## Josef von Matt

[HLS – Historisches Lexikon der Schweiz](#)

\* 23.9.1901 Stans, † 14.11.1988 Stans, kath., von Stans.

Sohn des Hans [1869-1932],  
Bruder von Hans [1899-85], Franz [1900-96]  
und Leonard [1909-88].

∞ 1924 Agnes Bertha Blättler.

Gymnasium in Stans, Handelsschule in  
Saint-Maurice.

Buchhändler, Verleger und Antiquar.

- 1931-80 Herausgeber des *"Nidwaldner Kalenders"*, ab 1932  
Verfasser der Kalendergeschichten, ab 1931  
Redaktor des *"Anzeigebatts für die kath. Geistlichkeit  
der deutsch-sprachigen Schweiz"* in Stans,  
Mitarbeiter beim Radio ab 1934.  
Verfasser von Theaterstücken (*"Dr Wilderer"* 1931),  
Gedichten und Erzählungen in Mundart und Hochdeutsch  
(*"Nidwaldnerchost"* 1965, *"z'Nidwalde drheime"* 1979) sowie des  
zum Volksgut gewordenen Texts zum *"Nidwaldner Tanzliedli"*.
- 1937-43 Präsident des Historischen Vereins von Nidwalden,  
1952-70 Präsident der Radiosektion Nidwalden bei der Innerschweizer  
Fernseh- und Radiogesellschaft IRG.  
1961 Innerschweizer Radiopreis.
- Literatur *Kosch, Deutsches Literatur-Lex. 10, 544*  
*Innerschweizer Schriftsteller, hg. von B.S. Scherer, 1977, 344*
- Autorin Franziska Meister

## Die Kalendergeschichten von Josef von Matt (1901-1988)

Quelle: Maturaarbeit 2010 von Christoph Uiting, Stans:  
«Der Nidwaldner Kalender im Wandel der Zeit»

- |             |    |                                                                                                                                                                                                                                      |             |    |                                                                                                                  |
|-------------|----|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------|----|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <b>1931</b> | 1  | Wilde Wasser                                                                                                                                                                                                                         | 1964        | 34 | Die beiden Schwestern                                                                                            |
| 1932        | 2  | Harter Winter – Goldiger Frühling                                                                                                                                                                                                    | 1965        | 35 | Am alten Pilgerweg                                                                                               |
| 1933        | 3  | Liebe und Geld                                                                                                                                                                                                                       | 1966        | 36 | Der Baumeister Christian                                                                                         |
| 1934        | 4  | Der Balz auf Sonnenberg                                                                                                                                                                                                              | 1967        | 37 | Im Haus zum goldigen Ring                                                                                        |
| 1935        | 5  | Der Schützenbecher                                                                                                                                                                                                                   | 1968        | 38 | Heimat                                                                                                           |
| 1936        | 6  | Der Sattler-Hans<br>Auslandbesuch auf der Alp <small>Erzählung</small>                                                                                                                                                               | 1969        | 39 | Ein Schleier aus Frankreich                                                                                      |
| 1937        | 7  | Falsch und echt                                                                                                                                                                                                                      | 1970        | 40 | Im Doktorhaus am See                                                                                             |
| 1938        | 8  | Viel Wein und viel Liebe                                                                                                                                                                                                             | <b>1971</b> | 41 | Die Quelle                                                                                                       |
| 1939        | 9  | Der Geiz-Michel                                                                                                                                                                                                                      | 1972        | 42 | Der neue Bäcker                                                                                                  |
| 1940        | 10 | Marie-Theres                                                                                                                                                                                                                         | 1973        | 43 | Die alte Uhr                                                                                                     |
| <b>1941</b> | 11 | Treue (Franzosenüberfall 1798)                                                                                                                                                                                                       | 1974        | 44 | Vertrauen                                                                                                        |
| 1942        | 12 | Schlipfli-Vrenili                                                                                                                                                                                                                    | 1975        | 45 | Der silberne Petrus                                                                                              |
| 1943        | 13 | In der Fluh                                                                                                                                                                                                                          | 1976        | 46 | Die Apotheke zum goldenen Hahn                                                                                   |
| 1944        | 14 | Wider Hass und Streit                                                                                                                                                                                                                | 1977        | 47 | Der schwarze Onkel                                                                                               |
| 1945        | 15 | Der Waisenhausbub                                                                                                                                                                                                                    | 1978        | 48 | Das Licht auf der Brücke                                                                                         |
| 1946        | 16 | Seines Glückes Schmied                                                                                                                                                                                                               | 1979        | 49 | Der Blick aus dem Fenster                                                                                        |
| 1947        | 17 | Unter der schwarzen Fluh                                                                                                                                                                                                             | 1980        | 50 | In die weite Welt                                                                                                |
| 1948        | 18 | Im Seewind                                                                                                                                                                                                                           | <b>1981</b> | 51 | Fernweh                                                                                                          |
| 1949        | 19 | Der Knecht vom Hochtal<br>auch in «Josef von Matt erzählt», 1989                                                                                                                                                                     | 1982        | 52 | Und wieder blüht der Feuerbusch                                                                                  |
| 1950        | 20 | Der Griesli-Lenz                                                                                                                                                                                                                     | 1983        | 53 | Der Gewalt entronnen                                                                                             |
| <b>1951</b> | 21 | Der Heidenturm im Bühl                                                                                                                                                                                                               | 1984        | 54 | Warten auf den schönen Tag                                                                                       |
| 1952        | 22 | Die Liebe geht über die Brücke                                                                                                                                                                                                       | 1985        | 55 | Tapfer unter trübem Himmel                                                                                       |
| 1953        | 23 | Beim Pfarrer im Ribimoos                                                                                                                                                                                                             | 1986        | 56 | Die Hochzeit in der Schlosskapelle                                                                               |
| 1954        | 24 | Das Lied der Heimat                                                                                                                                                                                                                  | 1987        |    | 2 Kurzgeschichten:<br>Ich habe einmal in die Ewigkeit<br>hineingesehen<br>auch in «Josef von Matt erzählt», 1989 |
| 1955        | 25 | Der Ring mit dem roten Stein                                                                                                                                                                                                         |             |    | <b>S Kathrindli</b><br>Schriftdeutsche Fassung/<br>Tonaufnahme von J. von Matt auf Mundart                       |
| 1956        | 26 | Das Grab im Wald                                                                                                                                                                                                                     |             |    |                                                                                                                  |
| 1957        | 27 | Der Stampfer                                                                                                                                                                                                                         |             |    |                                                                                                                  |
| 1958        | 28 | Monika                                                                                                                                                                                                                               |             |    |                                                                                                                  |
| 1959        | 29 | Aus der Kraft der Ahnen                                                                                                                                                                                                              |             |    |                                                                                                                  |
| 1960        | 30 | Der Ürte-Vogt                                                                                                                                                                                                                        | 1990        |    | Das Pestloch entstanden 1952<br>auch in «Josef von Matt erzählt», 1989                                           |
| <b>1961</b> | 31 | Der Spekulant                                                                                                                                                                                                                        |             |    |                                                                                                                  |
| 1962        | 32 | Arzt und Menschenfreund                                                                                                                                                                                                              |             |    |                                                                                                                  |
| 1963        | 33 | Im Steinhaus am Mühlebach<br>Beilage zum Nidwaldner Kalender 2013<br>Publikation in Zusammenhang mit dem Schreib-<br>wettbewerb für Kalendergeschichten<br>Herausgeber: Gesellschaft Nidwaldner Kalender –<br>Verlag Bücher von Matt |             |    |                                                                                                                  |